

ISSN 0259-7446

€ 4,80

medien

Kommunikation in Vergangenheit und Gegenwart

&

zeit

Thema:

**Theoretische Perspektiven zur
Kommunikationsgeschichte**

**Brauchen wir noch
(Kommunikations-)Geschichte?**

**Kommunikationsgeschichte
und Geschlecht**

**Kulturgeschichte des
Kommunizierens**

Permanente Aufklärung

1/2007

Jahrgang 22

medien & zeit

Inhalt

Brauchen wir noch (Kommunikations-)Geschichte? Plädoyer für ein altes Fach mit neuem Zuschnitt	4
Horst Pöttker	
Kommunikationsgeschichte und Geschlecht Perspektivische Implikationen der Frauen- und Geschlechtergeschichte für die historische Kommunikationsforschung	18
Susanne Kinnebrock	
Kulturgeschichte des Kommunizierens Konjunktionen, Konjunktoren und Konnektivitäten	31
Rainer Gries	
Permanente Aufklärung Über den Wandel der öffentlichen Wissensvermittlung in der Moderne	45
Kurt Imhof	
Rezensionen	61

Impressum

Medieninhaber, Herausgeber und Verleger:

Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung
(AHK)“, A-1180 Wien,

NEUE POSTADRESSE: Schopenhauerstraße 32, A-1180 Wien
<http://www.medienundzeit.at>

© Die Rechte für die Beiträge in diesem Heft liegen beim
„Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)“

Redaktion:

Wolfgang Duchkowitsch, Bernd Semrad

Lektorat:

Bernd Semrad

Korrespondenten:

Prof. Dr. Hans Bohrmann (Dortmund),
Univ.-Prof. Dr. Hermann Haarmann (Berlin),
Univ.-Prof. Dr. Ed Mc Luskie (Boise, Idaho),
Univ.-Prof. Dr. Arnulf Kutsch (Leipzig),
Dr. Markus Behmer (München),
Prof. Dr. Rudolf Stöber (Bamberg)

Druck:

Buch- und Offsetdruckerei Fischer,
1010 Wien, Dominikanerbastei 10

Erscheinungsweise:

medien & zeit erscheint vierteljährlich

Bezugsbedingungen:

Einzelheft (exkl. Versand): € 4,80

Doppelheft (exkl. Versand): € 9,60

Jahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): € 17,60

Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): € 24,00

StudentInnenjahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): € 12,80

Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): € 19,20

Info und Bestellung unter abo@medienundzeit.at

Bestellung an:

medien & zeit,

Neue Postadresse: Schopenhauerstraße 32, A-1180 Wien
oder über den gut sortierten Buch- und Zeitschriftenhandel

ISSN 0259-7446

Offenlegung nach § 25 Mediengesetz

Grundlegende Richtung:

medien & zeit ist eine wissenschaftliche Fachzeitschrift
für historische Kommunikationsforschung. Sie will Forum
für eine kritische und interdisziplinär ausgerichtete
Auseinandersetzung über Theorien, Methoden und
Probleme der Kommunikationsgeschichte sein.

Medieninhaber, Herausgeber und Verleger:

Verein „Arbeitskreis für
historische Kommunikationsforschung (AHK)“,

Neue Postadresse: Schopenhauerstraße 32, A-1180 Wien

Vorstand des AHK:

Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Duchkowitsch (Obmann),
a.o. Univ.-Prof. Dr. Fritz Hausjell (Obmann-Stv.),

Mag. Gaby Falböck (Obmann-Stellvertreterin),

Mag. Bernd Semrad (Geschäftsführer),

Mag. Fritz Randl (Geschäftsführer-Stv.),

Mag. Christian Schwarzenegger (Schriftführer),

Dr. Erich Vogl (Schriftführer-Stv.),

Mag. Marion Linger (Kassierin),

Dr. Norbert P. Feldinger (Kassier-Stv.)

Editorial

Das vorliegende Heft eröffnet den 22. Jahrgang in der Geschichte von *medien & zeit* und knüpft damit an den Beginn des Jahrgangs 2006 an: Im Jänner des vergangenen Jahres wurde das 20. Gründungsjubiläum mit einem akademischen Festakt (vgl. *medien & zeit* Heft 1 und 2/2006) gewürdigt und gleichzeitig auch die Jahrestagung der Fachgruppe Kommunikationsgeschichte in der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPuK) ausgerichtet.

Das Programm orientierte sich am Tagungsthema „Theorien und Methoden der Kommunikationsgeschichte“ und sollte damit nicht zuletzt auf das Jahr 1986 rekurrieren. Damals wurde *medien & zeit* aus der Taufe gehoben und erstmals auf der in Wien gastierenden Jahrestagung der DGPuK präsentiert. Diese Tagung mit dem programmatischen Titel „Wege zur Kommunikationsgeschichte“ besitzt nunmehr schon für sich selbst historischen Wert – bezogen auf eine „Wiener Tradition“ der Kommunikationsgeschichte einerseits, andererseits aufgrund der Qualität der breiten theoretischen und methodologischen Auseinandersetzung in jenem Forschungsgebiet, das Mitte der 80er Jahre vom „Teilfach“ zum „Denkfach“ der Kommunikationswissenschaft mutierte.

Die letztjährige Tagung am Campus der Universität Wien sollte Genese, Stand und Perspektiven von theoretischen und methodischen Zugängen zu Phänomenen und Problemen der Kommunikations- (und Medien-)Geschichte aufgreifen und deren Innovationen ebenso sichtbar machen wie Desiderate. *medien & zeit* sieht sich damit nicht nur der historischen Kommunikationsforschung per se verpflichtet, sondern in gewisser Weise auch seiner Funktion als Publikationsraum für theoretisch-methodische Diskurse. So geschehen im Anschluss an die „Wege zur Kommunikationsgeschichte“ im Rahmen der Rundfragen zur „Zukunft der Kommunikationsgeschichte“ (1987) sowie jener zu „Neuen Positionen zur Kommunikationsgeschichte“ (1992). Diese Enquêtes beförderten eine veritable Zahl substan-

tieller, programmatischer wie pointierter Antworten zu Tage, zu deren meistzitierten etwa das Plädoyer Wolfgang R. Langenbuchers gehört, wonach Kommunikationsgeschichte „endlich“ zu schreiben sei (1987). – Folgerichtig knüpfen auch Beiträge in diesem Heft an dieses Plädoyer an.

Heft 1/2007 versteht sich somit ausgehend von der Tagung zu „Theorien und Methoden der Kommunikationsgeschichte“ als Auswahl theoretischer Perspektiven zur Kommunikationsgeschichte. Wie die Tagung – deren Beiträge demnächst in einem Sammelband im Lit-Verlag erscheinen werden – der statischen Bestandsaufnahme erhaben sein sollte, will auch dieses Heft vier Zugänge abbilden, die neue Erkenntnisziele genauso formulieren wie sie bestehende Zugänge evaluieren und ggf. erweitern – dies stets vor dem Hintergrund der vor allem in den vergangenen 20 Jahren generierten Denkmodelle und Methoden-Werkzeuge. Diese Auswahl versteht sich weder repräsentativ noch erhebt sie Anspruch, die breite Palette an Perspektiven auch nur annähernd abzudecken. Vielmehr sollen die nachstehend skizzierten Beiträge Anregung sein, (wieder) vermehrt nachzudenken über Nutzen und Nachteil theoretisch fundierter, nicht vom Material präformierter, Herangehensweisen.

Dieses von Nietzsche (in Anwendung auf die Historie) entlehnte Begriffspaar leitet auch Horst Pöttker in seinem Beitrag an, über Sinn und Unsinn (kommunikations-)historischen Denkens und Forschens zu rasonieren. Pointiert streift Pöttker durch Denkschulen geschichtswissenschaftlicher und geschichtsphilosophischer Provenienz, um letztlich gewichtige Argumente zu bringen, wonach kommunikationshistorische Forschung sehr wohl Nutzen für das Leben (um in der Diktion Nietzsches zu bleiben) habe – wenn sie auf problemadäquate theoretische Fundamente ebenso baue wie auf erkenntnistheoretisches und methodisches Rüstzeug.

Rainer Gries plädiert für eine Kommunikationsgeschichte unter kulturgeschichtlichen Auspizien. Er fokussiert auf kollektive Verständigungspro-

zesse, die in der Zeit geschehen und Zeit benötigen, von der Kommunikationswissenschaft aber vielfach nicht zur Genüge in den Blick genommen werden. Ein Fokus des Beitrages liegt auf der theoretischen Modellierung von Kommunikationen, die über lange Zeitspannen, über Systeme und Generationen hinweg, mit Erfolg stattfinden. Deren mediale Produkte werden als ‚Propageme‘ diskutiert. Eine ‚Kulturgeschichte des Kommunizierens‘ könnte wertvolle Beiträge zu den momentan in der Geschichtswissenschaft virulenten Problemstellungen von Transfergeschichte(n) leisten.

Susanne Kinnebrock liefert mit dem Beitrag zu „Kommunikationsgeschichte und Geschlecht“ eine Bestandsaufnahme frauen- und geschlechtergeschichtlicher Perspektiven und führt sie mit der Medien- und Kommunikationsgeschichte zusammen. Dabei bezieht sie sich auf perspektivische Neuorientierungen, die verschiedene Ansätze der historischen Gender Studies nahelegen, und überträgt diese in einem zweiten Schritt auf ein zentrales, aber nach wie vor vergleichsweise wenig beforschtes kommunikationshistorisches Arbeitsfeld, die Entwicklung des Journalismus als Beruf. Kurt Imhof beschließt das Heft mit einem Beitrag zur Wissensvermittlung in der Moderne. Der Beitrag beschreibt den Wissensvermittlungsprozess, seine Sozialfiguren und Relevanzstrukturen gleichermaßen. Zunächst wird ein kommunikationstheoretischer Bezugsrahmen für das Problem der Wissensvermittlung auf individueller und überindividueller Ebene entfaltet, danach die fundamentale Wissensbedürftigkeit der Wissensgesellschaft Moderne ebenfalls kommunikationstheoretisch begründet. Darauf aufbauend lassen sich drittens im neuen Strukturwandel der Öffentlichkeit die wichtigsten Sozialfiguren und die Ressorts dieser Wissensvermittlung skizzieren.

medien & zeit wünscht erhellende Lektüre mit instruktiven Beiträgen!

WOLFGANG DUCHKOWITSCH
BERND SEMRAD

Brauchen wir noch (Kommunikations-)Geschichte?

Plädoyer für ein altes Fach mit neuem Zuschnitt

Horst Pöttker¹

Das Rektorat der Universität Dortmund, die einen der wenigen grundständigen Journalistik-Studiengänge an deutschsprachigen Hochschulen anbietet, hat im Februar 2006 beschlossen, das dortige Historische Institut und seine Studiengänge zu schließen. Journalisten, aber auch Deutsch- und Englischlehrer, die Geschichte als Zweitfach studieren wollen, können künftig in Dortmund nicht mehr ausgebildet werden. Gleichzeitig mussten sich die Historiker in Göttingen und München gegen ähnliche Attacken wehren, so dass die Qualitätspresse in diesem Zusammenhang die Frage nach dem Zeitgeist stellte. Wo der weht, beispielsweise beim Umkrepeln des europäischen Hochschulwesens durch den Bologna-Prozess, gerät die Geschichte in die Defensive. (Kommunikations-)historische Lehrangebote werden bei der Umstellung auf BA/MA-Studiengänge reduziert oder ganz zur Disposition gestellt. Was liegt in dieser Situation näher als zu fragen, ob wir eigentlich noch historische Wissenschaften brauchen, warum das gegebenenfalls so ist und wie wir, wenn es so ist, (Kommunikations-)Geschichte betreiben sollten?

Der alarmierende Zustand des historischen Bewusstseins besonders bei vielen jüngeren Menschen scheint die Notwendigkeit des Schul- und Universitätsfachs Geschichte unmittelbar zu belegen. Hans-Ulrich Wehler bezeugt, dass Schüler ihn allen Ernstes gefragt haben, ob Hitler „vor Asterix oder danach“ war.² Diese Begründung könnte allerdings dazu führen, das Wissen von der Vergangenheit in traditioneller Weise als Bildungsgut aufzufassen. Geschichte als Bildungsballast hat aber schon Friedrich Nietzsche in seiner zweiten Unzeitgemäßen Betrachtung kritisch aufs Korn genommen.³

¹ Der Text beruht auf einem Vortrag, den ich am 18. Januar 2006 auf der Jahrestagung der DGPK-Fachgruppe Kommunikationsgeschichte an der Universität Wien gehalten habe. Dieser Vortrag griff seinerseits zurück auf meine Festansprache anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde an Hans Hafenbrack am 1. Juli 2005 in der Universität Dortmund.

² Wehler, Hans-Ulrich: *Gedenktage und Geschichtsbewußtsein*. In: Pandel, Hans-Jürgen (Hrsg.): *Verstehen*

Ich will daher kein flammendes Plädoyer für die Kommunikationshistorie halten, sondern zunächst überlegen, ob es für die Reduktion oder sogar Abschaffung der Geschichte nicht auch gute Gründe gibt.⁴ Danach werde ich fragen, ob es trotz mancher Gründe, die gegen die Geschichte sprechen, nicht doch notwendig ist, sich mit der Vergangenheit zu beschäftigen und zum Beispiel in die Journalistenausbildung an Universitäten historische Komponenten zu integrieren. Und am Ende möchte ich skizzieren, wie wir uns mit (Kommunikations-)Geschichte befassen sollten, damit es einen praktischen Nutzen hat, ein gesellschaftliches Erkenntnisinteresse erfüllt und die Daten der Vergangenheit nicht zum Bildungsballast verkommen.

1. Einwände gegen die (Kommunikations-)Geschichte

Ich sehe drei Gründe, die ein Befassen mit Vergangenheit überflüssig, ja belastend erscheinen lassen.

1.1. Tradition behindert notwendigen Wandel

Bereits im Jahre 1848 schreiben Friedrich Engels und Karl Marx im „Manifest der kommunistischen Partei“:

Die Bourgeoisie kann nicht existieren, ohne die Produktionsinstrumente, also die Produktionsverhältnisse, also sämtliche gesellschaftlichen Verhältnisse fortwährend zu revolutionieren. Unveränderte Beibehaltung der alten Produktionsweise

und Verständigen. Pfaffenweiler 1991, S. 197-214, S. 211.

³ Vgl. Nietzsche, Friedrich: *Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben*. Mit einem Nachwort von Hans Freyer. Leipzig 1937 (zuerst 1874).

⁴ Die Frage, ob Hitler vor oder nach Asterix war, darf man nicht allein den Schülern anlasten, die sie stellen, sondern auch Lehrern, Journalisten, Wissenschaftlern und Hochschulpolitikern, die für das historische Wissen in der Gesellschaft verantwortlich sind.

war dagegen die erste Existenzbedingung aller früheren industriellen Klassen. Die fortwährende Umwälzung der Produktion, die ununterbrochene Erschütterung aller gesellschaftlichen Zustände, die ewige Unsicherheit und Bewegung zeichnet die Bourgeoisepoche vor allen früheren aus. Alle festen eingerosteten Verhältnisse mit ihrem Gefolge von altehrwürdigen Vorstellungen und Anschauungen werden aufgelöst, alle neugebildeten veralten, ehe sie verknöchern können.⁵

Die beiden kommunistischen Geschichtsphilosophen meinten das analytisch, wobei ein bewundernder Unterton mitschwang. Und wer wollte bestreiten, dass wir in diesem Sinne immer noch im Zeitalter der Bourgeoisie leben?

Angesichts der Globalisierung, die übrigens im kommunistischen Manifest auch schon proklamiert wird, der Überforderung des gewohnten sozialen Sicherungssystems oder der Anpassung unserer Lebensweise an neue Informations- und Kommunikationstechnologien wird uns stärker denn je bewusst, dass wir nicht nur in einer Welt leben, in der sich (fast) alles in hohem Tempo bewegt, sondern dass wir auf diesen rasanten Wandel auch angewiesen sind, wenn wir wettbewerbsfähig sein und die Zukunft bestehen wollen.

Für Lösungen der sich gegenwärtig auftürmenden Probleme scheinen Traditionen hinderlich, weil sie die Anpassung an neue Verhältnisse erschweren und notwendige Reformen behindern. Herkömmliche Institutionen wie das humanistische Gymnasium oder der Sozialstaat sind kontraproduktiv geworden für unsere Zukunftsfähigkeit, weil in einer globalisierten Welt nicht mehr Latein und Griechisch, sondern Englisch, Spanisch, Arabisch oder Chinesisch gefragt sind und Produktivitätszuwachs nicht mehr mit Garantieregelungen, sondern nur noch auf einem echten Arbeitsmarkt zu erzielen ist. Und da das humanistische Gymnasium oder der Sozialstaat vor allem durch ihre Vergangenheit gerechtfertigt werden, sind Überlieferungen generell zu Hemmnissen von Entwicklungen geworden, die auf Wettbewerbs- und Zukunftsfähigkeit gerichtet sind.

Der Geschichtspublizist und frühere Politikwissenschaftler Christian Graf von Krockow hat es kurz vor seinem Tod so formuliert:

Alle bisherigen Gesellschaftsordnungen (...) werden (...) aus der Geschichte verständlich. Für die Wissensgesellschaften der Zukunft gilt das kaum noch und der Tendenz nach immer weniger. Die Strukturen, die sie bestimmen, erklären sich aus ihrer Aufgabe, und die besteht darin, sich im globalen Konkurrenzkampf zu behaupten. (...) Sie sollen erfolgreich sein und übernehmen, was anderswo erfolgreich ist. Was darüber hinaus noch bleibt, gehört entweder zur Folklore, für die sich Touristen interessieren – oder zu den Störfaktoren, die man nach Möglichkeit wegschleifen muss.⁶

Ist das nicht ein durchaus vernünftiger Grund, die Geschichte in Frage zu stellen?

1.2. Utopieverlust als Humanitätsgewinn

Geschichtsbewusstsein ist immer auch ein Bewusstsein von der Veränderbarkeit der Verhältnisse, in denen Menschen leben. Wer in die Vergangenheit schaut und erkennt, dass es früher anders war als heute, dem wird klar, dass es auch in Zukunft wieder anders werden kann.

Als ein Wesen, das vom Prinzip Hoffnung lebt⁷, neigt der Mensch dazu, an diese Gewissheit optimistische Vorstellungen von einem erfüllteren Dasein in einer reicheren und freieren Gesellschaft zu knüpfen. Wenn solche Vorstellungen systematisiert werden, nennen wir sie Utopien. Positive Utopien schlagen leicht in Ängste vor gigantischen Katastrophen um, wenn sich die Hoffnungen als Illusionen erweisen oder ein Vorgang wie die Shoah jeder Hoffnung auf Besserung das Fundament entzieht. Adorno hat in diesem Fall von „negativer Utopie“⁸ gesprochen.

Geschichtsbewusstsein und Utopie hängen zusammen, jedenfalls setzt letztere ersteres voraus, während man sich historisches Bewusstsein

⁵ Marx, Karl/Engels, Friedrich: *Manifest der kommunistischen Partei (1848)*. In: Fetscher, Iring (Hrsg.): *Karl Marx, Friedrich Engels. Studienausgabe in 4 Bänden*, Bd. III, Geschichte und Politik 1. Frankfurt a. M. 1966, S. 59-87, S. 62.

⁶ Krockow, Christian Graf von: *Die Zukunft der Geschichte*.

Ein Vermächtnis. München 2004, S. 130f.

⁷ Vgl. Bloch, Ernst: *Das Prinzip Hoffnung*. In drei Bänden. Frankfurt a. M. 1959.

⁸ Vgl. Adorno, Theodor W.: *Negative Dialektik*. Frankfurt a. M. 1970.

ohne systematische Zukunftsphantasien vorstellen kann. Dennoch ist es erklärlich, dass mit dem Zusammenbruch des Sozialismus in Osteuropa, der der letzte bedeutende Utopieträger war, das Bewusstsein vom kulturellen Nutzen der Geschichte in eine Krise geraten ist. Denn die offenkundige Unhaltbarkeit von konkreten Versprechungen auf die Zukunft, durch die sich die sozialistischen Systeme Legitimität verschafft hatten, lässt ein Denken in der Zeitdimension, in historischen Kategorien generell als nicht tragfähig erscheinen.

Wenn man sich von der Zukunft nichts mehr erwartet, gewinnt das Vergnügen an der Gegenwart Oberhand – ein Kennzeichen der Postmoderne, die die Vergangenheit bestenfalls als Reservoir spaßsteigernder Anekdoten wahrnimmt. Die Moderne dagegen – Marx und Engels waren wegen ihrer Fortschrittsüberzeugungen moderne Theoretiker par excellence – die Moderne sah die Vergangenheit als sinnstiftenden Humus an, aus dem die Zukunft wächst.

The historical nexus linked together the past (...), the present (...) and the future (...). Thinking in terms (...) of the nexus made the historian's main quest – the description, understanding, or explanation of the past – into more than simply the effort to produce a static, isolated image of the past. (...) Postmodernist critics have pointed to the eventual failures of all nexuses, be they constructed in the praxis of life or in historical inquiry.⁹

Der nordamerikanische Historiker Ernst Breisach skizziert hier eine Erklärung für den Aufschwung, den postmoderne Theorien nach dem Zusammenbruch der sozialistischen Systeme erfahren haben: Mit der Diskreditierung der Utopie durch die Realität ist die Konstruktion des Zusammenhangs zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft unglaubwürdig geworden, der in der Moderne als „Geschichte“ verstanden wurde.

Muss man den Niedergang der sozialistischen und anderer Utopien bedauern? Wohl kaum, denn wer uns herrlichen Zeiten entgegen führen oder vor dem Hereinbrechen eines Reiches des Bösen bewahren wollte, war in der Regel bereit,

wenn nicht begierig, für diese Ziele Menschen zu opfern.

Dies ist in der Tat nichts als folgerichtig: Wo es dem Anspruch nach um die Erlösung von allem Übel, das Menschheitsheil schlechthin geht, da wird jeder, der sich auch nur abseits hält, verdächtig. Und jeder, der sich widersetzt, gibt sich als Feind, als ein Un-Mensch zu erkennen, der entweder bekehrt oder verfolgt, vertrieben, ausgerottet werden muss. (...) Es ist das Schicksal der Utopie, dass sie Ungeheuer, das heißt Feindbilder gebiert.¹⁰

Ist es nicht verständlich, wenn wir Europäer uns nach Jahrhunderten der Glaubenskämpfe abwenden von der Utopie und der durch sie erst möglichen Moralisierung der Geschichte, die genug Blut und Leid hervorgebracht hat? Die pragmatische Skepsis, die besonders jüngere Menschen heute gegenüber der Geschichte hegen, hat Aldous Huxley auf eine angelsächsische Weise zum Ausdruck gebracht, die zwischen Selbstbewusstsein und Selbstironie changiert:

Ein Denken in Begriffen von Grundprinzipien bringt ein Tun mit Maschinengewehren mit sich. Eine Regierung mit einem umfassenden Plan zur Verbesserung der menschlichen Gesellschaft [, also eine Regierung mit einer Utopie, H.P.] ist eine Regierung, die Folter anwendet. Per kontra, wenn man nie Grundprinzipien bedenkt und keinen Plan hat, sondern Situationen behandelt, wie sie entstehen, eine nach der anderen, kann man sich unbewaffnete Polizisten, Redefreiheit und Habeas-corpus-Akte leisten.¹¹

Situationen eine nach der anderen zu behandeln, wie sie entstehen, bedeutet freilich nicht, dass man das ohne Kenntnis früherer, ähnlicher Situationen tun muss; und es bedeutet auch nicht, dass man sich nicht an Regeln erinnern darf, die früher einmal für diese oder ähnliche Situationen entwickelt wurden. Mit anderen Worten: Es ist ein Geschichtsbewusstsein denkbar, das nicht mit Utopie aufgeladen wird. Die Engländer als Erfinder von unbewaffneten Polizisten, Redefreiheit und dem Rechtsgrundsatz, dass niemand ohne richterlichen Befehl verhaftet werden darf, haben offensichtlich eine ganze Menge davon. Dazu später.

⁹ Breisach, Ernst: *On the Future of History. The postmodernist challenge and its aftermath*. Chicago, London 2003, S. 18f.

¹⁰ Krockow, *Die Zukunft der Geschichte*, S. 70f.

¹¹ Huxley, Aldous: *Gebendet in Gaza*. Übers. von Herberth E. Herlitschka. Hamburg 1959, S. 284f. (zit. n. Krockow, *Die Zukunft der Geschichte*, S. 70f.)

1.3. Rechts des Rheins gilt die Geschichte als rechts

Der dritte Grund, gegenüber der Geschichte skeptisch zu sein, betrifft besonders uns Deutsche und Österreicher, weil im politischen Spektrum unserer Länder die Tradition gern von rechten, chauvinistischen Kräften in Anspruch genommen wird. Der Verdacht, dass die Geschichte für eine nationalistische Identitätsbildung benutzt wird, die von innergesellschaftlichen Konflikten ablenkt¹², ist nicht unbegründet.

Seit der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert gehört zur europäischen Tradition der Geschichtsbetrachtung, dass sie verknüpft wird mit der Idee der Nation und der Haltung des Patriotismus. Neben gemeinsamer Sprache und Kultur dient eine gemeinsame Vergangenheit als Fundament, auf das die Konstruktion des Nationalstaats sich gründet, die für die politische Identität seiner Bürger von zentraler Bedeutung ist.

Dass Geschichte und Nation zusammenhängen, ist in den alten westlichen Demokratien links des Rheins und jenseits des Atlantiks kein Problem, weil die Nationalidee dort von Anfang an mit den Grundsätzen der Volkssouveränität, der Gewaltenteilung und des geregelten Dauerkonflikts um die Herrschaft einhergeht. Patriotismus und Demokratie sind in England, Frankreich, den Niederlanden oder den Vereinigten Staaten nicht nur keine Gegensätze, sondern eng miteinander verknüpft. Die französische Revolution hatte nicht nur Freiheit und Gleichheit, sondern auch Brüderlichkeit im nationalen Einheitsstaat auf ihre Fahnen geschrieben. Mit den Nationalfarben bleu/blanc/rouge wird deshalb immer auch republikanische Emphase zum Ausdruck gebracht. Wo das Startereignis der Nation, das von der Geschichtsbetrachtung in den Mittelpunkt gestellt wird, eine erfolgreiche bürgerlich-demokratische Revolution war, ist Stolz auf die Nation gleichbedeutend mit Stolz auf ihre demokratischen Ideale.

Solcher Stolz, zu dem das historische Bewusstsein beitragen könnte, ist uns Deutschen und Österreichern versagt. Zwar gingen Nation und Demo-

kratie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch hier Hand in Hand, das Hambacher Fest von 1832 in den Farben Schwarz/Rot/Gold war sowohl eine patriotische wie eine republikanische Feier, und auf dem Programm der Revolutionäre von 1848 stand neben Parlamentarismus und Pressefreiheit der deutsche Einheitsstaat. Aber nicht zuletzt wegen des Scheiterns dieser Revolution und aufgrund seiner Folgen löste sich das Gespann von Demokratie und Nation danach auf. Die Nation und die sie unterfütternde Geschichtsbetrachtung gerieten in chauvinistische, antidemokratische Hände.

Krockow spricht von abgründigen deutschen Ängsten vor der Auflösung des Überlieferten:

(...) sie bilden bewusst oder vorbewusst einen Hintergrund des Antiamerikanismus in allen seinen Spielarten. (...) Aber der Widerstand deutscher Kultur gegen den angeblich eibnenden Ansturm westlicher Zivilisation war alles andere als unschuldig. Blut klebt an ihm, niemals mehr abzuwaschen, und seine Spur führt nach Auschwitz. Denn von Anfang an stand er in politischen Diensten zur Verteidigung von Privilegien, zur Abwehr des Bürgerrechts auf Freiheit und Gleichheit, zum Kampf gegen die Demokratie.¹³

Nationalismus und Kulturpessimismus haben in Deutschland durch die unter ihrem Banner herbeigeführten Katastrophen des 20. Jahrhunderts – den Ersten Weltkrieg und die demütigende Niederlage an seinem Ende, die NS-Herrschaft und ihre einzigartigen Verbrechen, den Zweiten Weltkrieg und die ihm folgende Claqueherrschaft in der DDR – die Idee der Nation so gründlich beschädigt, dass politischer Patriotismus hier seinen Boden verloren hat. Es konnte nicht ausbleiben, dass dabei auch die Geschichte wegen ihrer Affinität zur Idee der Nation in den Verdacht des Chauvinismus geriet. Wer für historische Wissenschaft plädiert, sollte sich deshalb davor hüten, in falsche Gesellschaft zu geraten. Die deutsche Erfahrung, dass antidemokratische Kräfte sich gern auf die Vergangenheit berufen, ist ein ernst zu nehmender Grund für Skepsis gegen zu viel Geschichte.

¹² Zum antipodischen Verhältnis von Nationalismus und Demokratie vgl. Pöttker, Horst: *Zum demokratischen Niveau des Inhalts überregionaler westdeutscher Tageszeitungen. Wissenschaftstheorie und Methodologie* –

Normative Demokratietheorie – Quantitative Inhaltsanalyse. Hannover 1980, bes. S. 377-388.

¹³ Krockow, *Die Zukunft der Geschichte*, S. 34-37.

2. Vier Gründe für systematisches Erinnern

Freilich: Die lange, keineswegs auf den Nationalsozialismus beschränkte Zeit, in der eine mit geschichtlicher Rhetorik gespickte Demokratiefreundlichkeit vorherrschte, liegt nun über 60 Jahre zurück. In dieser langen Zeit haben wir Deutsche und Österreicher einen Prozess der Verwestlichung durchlaufen, der auch unsere Denk- und Handlungsweisen den alten Demokratien angenähert hat.

Wenn wir nach Frankreich, England oder in die Vereinigten Staaten kommen, stellen wir allerdings mit einigem Erstaunen fest, dass Geschichte dort im politischen wie im alltäglichen Diskurs eine für uns ungewohnte Wichtigkeit hat. Besonders die Nordamerikaner sind in ihrem Interesse an Vergangenheit und ihrem didaktischen Einfallsreichtum, sie verständlich zu präsentieren, kaum zu übertreffen. Das geht von den Rückseiten der Statequarter-Münzen über den „Freedomtrail“ durch Boston bis zum Andrang von Schulklassen auf das Einwanderer-Museum von Elles Island vor New York oder die langen Warteschlangen vor dem Holocaust-Museum in Washington. Daniel Libeskind's Entwurf zur Neubebauung von Ground Zero ist der vorläufige Höhepunkt des intensiven amerikanischen Bemühens um die Vergegenwärtigung von Geschichte. Dass auch in Großbritannien, Frankreich oder den Niederlanden dieses Bemühen deutlich intensiver ist als in Deutschland, dürfte nicht zuletzt damit zu tun haben, dass die Bürger(innen) dieser Länder ihre Vergangenheit besser akzeptieren können als wir, was wiederum mit dem weniger beschädigten Nationalbewusstsein und dessen Verknüpfung mit dem Geschichtsbewusstsein zusammenhängt.

Die genannten Länder sind aber nicht nur alte Demokratien, von denen wir nach wie vor manches lernen können; sie sind uns auch in puncto Innovations- und Reformbereitschaft, Flexibilität und Dynamik, Effizienz und Produktivität gewiss nicht unterlegen. Wenn dies nicht trotz, sondern vielleicht sogar wegen ihres Sinns für Geschichte der Fall ist, dann muss es jenseits der guten Gründe, nicht zu viel Energie auf die Vergangenheit zu verschwenden, bessere Gründe geben, die *für* eine Produktivität des Geschichtsbewusstseins im Interesse der Lebensgestaltung von Individuum und Gesellschaft sprechen.

2.1. Sich erinnern stärkt Regeln

Einige Lebenserfahrung genügt, um zu erkennen, dass es im Hinblick auf die Effizienz der sozialen Gebarenskoordination weniger an Normen mangelt als an deren Befolgung. Wenn Regeln im Alltag ignoriert werden, muss das nicht auf Unwilligkeit oder gar kriminelle Energie zurückzuführen sein, oft ist auch einfach nur Unkenntnis oder Vergesslichkeit gegenüber einmal getroffenen Vereinbarungen im Spiel. Und Vergesslichkeit kann durch Geschichtsskepsis legitimiert und verstärkt werden. Wenn das Überlieferte als Hindernis für Zukunftsorientierung erscheint, dann muss man sich an Regeln, die ja immer aus der Vergangenheit stammen, selbst dann nicht erinnern, wenn man sie selbst aufgestellt hat. Frei nach dem Motto „Was schert mich mein Geschwätz von gestern?“ wird Zukunftsfähigkeit allzu leicht zur Legitimation von Regelvergesslichkeit, die bloß den eigenen Partikularinteressen folgt. Weil diese oft andere Interessen blockieren und viele Regeln ursprünglich aufgestellt wurden, um in der Praxis einen effizienten Interessenausgleich zu sichern, führen Regelabweichungen aufs Ganze gesehen jedoch oft zu Produktivitätsminderungen.

Um solche Regulierungsdefizite zu vermeiden, schreiben wir Protokolle, in die wir im Zweifel oder bei Interessenkonflikten schauen können. Aus dem Blickwinkel der auf Regelverbindlichkeit zielenden Informationsspeicherung und Kommunikation besteht der Nutzen der Geschichte darin, dass sie gedächtnisstützende Quellen öffentlich zur Verfügung stellt. Mit „Geschichte“ ist dabei ein forschendes Interesse zumindest an *der* Vergangenheit gemeint, die mit ihren Wert- und Normvorgaben in die Gegenwart hineinragt.

2.2. Geschichte als anthropologisches Experimentierfeld

Das zweite Argument für Geschichte blickt sehr viel weiter in die Vergangenheit zurück: Weil Kulturphänomene von Menschen hervorgebracht werden, sind Gewordenheit und Veränderbarkeit für sie konstitutiv. Der Geschichte als der Wissenschaft von den Wandlungen kommt deshalb unter den kulturwissenschaftlichen Fächern eine besondere Rolle zu.¹⁴ Bis in die

¹⁴ Ähnlich der Rolle der Mathematik für die Naturwissenschaften, deren unwandelbare Phänomene

sich durch eherne Gesetzmäßigkeiten erklären lassen.

1980er Jahre waren aber auch andere Geistes- und Sozialwissenschaften zutiefst vom Glauben an die Veränderbarkeit sozio-kultureller Verhältnisse und sogar an die Verbesserbarkeit ihres Urhebers, des Menschen, durchdrungen.

Seitdem hat es in den Kulturwissenschaften seinen Umbruch gegeben, den man als anthropologische Wende bezeichnet hat. Sie wurde herbeigeführt durch die Einsicht, dass der Wandelbarkeit von Kultur und Gesellschaft relativ enge Grenzen gesetzt sind durch die Natur des Menschen, welche sich wie alle Natur als ziemlich konstant erweist. Seitdem ist u. a. in der Kommunikations- und Medienwissenschaft eine intensive Suche nach biologischen Konstanten beispielsweise der Mediennutzung im Gange.¹⁵ Joachim Fest hat sogar vom „Triumph der Anthropologie über die Geschichtsphilosophie“ gesprochen.¹⁶ Jedenfalls bedeutet die Hinwendung zur Anthropologie seit den 1980er Jahren eine Schwächung der Geschichte in ihrer bisherigen Form. Wie gesagt: Wo die Veränderbarkeit sich als fraglich erweist, geht das Interesse an utopischen Zukunftsentwürfen und ihrer (vermeintlichen) wissenschaftlichen Begründung zurück.

Muss der anthropologisch genährte Zweifel an der Veränderbarkeit aber wirklich das Ende aller Geschichtswissenschaft bedeuten? Mir scheint, dass er nur nach einem neuen Typus von historischem Bewusstsein verlangt, der pragmatisch betrachtet lebensdienlicher ist als der alte Historismus. Darin steht nicht mehr die relativierende Idee des Wandels im Mittelpunkt, sondern die realistische Idee der Unwandelbarkeit unserer Natur.

Diese Idee muss nicht zur fatalistischen Ergebnisheit in kreislaufartige Geschichtswiederholungen führen, sondern sie kann uns als kulturschöpfende Wesen, die wir auch nach der anthropologischen Wende bleiben, dank selbstkritischer Einsicht in die Natur der eigenen Gattung helfen, frühere Irrwege zu vermeiden oder früher verpasste Chancen zu ergreifen. Die Produktivität dieses Typs von Geschichtsbewusstsein beruht da-

rauf, dass die Vergangenheit als eine Art Experimentierfeld betrachtet wird, auf dem zu lernen ist, zu welchen Leistungen und Fehlleistungen, Gräueln und guten Taten der Mensch auf Grund seines alten Adams in der Lage ist. Gerade eine anthropologisch fundierte Betrachtung kann so zur Humanisierung der Tätigkeit beitragen, durch die Menschen mehr oder weniger bewusst die Welt hervorbringen, in der sie leben.

Manche Episoden aus der Geschichte der journalistischen Kommunikationsweise zeigen die Potentiale des anthropologischen Blicks auf die Vergangenheit für die Entwicklung und das Verständnis professioneller Arbeitstechniken und -regeln:

*He that will speak at all must speak quickly; and he that has but a little while to speak ought to speak to the purpose.*¹⁷

Das schreibt am 23. März 1711 einer der ersten Journalisten, die sich ihres Berufs bewusst waren.¹⁸ Daniel Defoe, Verleger, Herausgeber, (Chef-)Redakteur und Autor der Zeitung „The Review“ in einer Person, trifft den Nagel – das Lead-Prinzip der Nachricht – auf den Kopf, 170 Jahre bevor sich die „umgekehrte Pyramide“ im amerikanischen Journalismus als professioneller Standard durchsetzen wird.¹⁹ Er tut das, weil er die träge und selektive Wahrnehmungsweise des Menschen durchschaut hat, deretwegen das Wichtigste so schnell wie möglich, also am Anfang gesagt werden muss, um eine Chance zu haben, Rezeptionswiderstände des Publikums zu überwinden. Wegen dieser anthropologischen Einsicht bauen Nachrichtenjournalisten ihre Meldungen noch immer nach dem Relevanzprinzip auf und werden das auch weiter tun. Was schon Defoe der menschlichen Natur abgeschaut hat, das können wir nach dreihundert Jahren immer noch von ihm lernen – sofern wir die Unwandelbarkeit unserer Natur zur Kenntnis nehmen.

Krockow führt als Beispiel die uralte Geschichte von Kain und Abel aus dem Buch Genesis an.

¹⁵ Vgl. z. B. Schnell, Ralf (Hrsg.): *Wahrnehmung – Kognition – Ästhetik. Neurobiologie und Medienwissenschaften*. Bielefeld 2005.

¹⁶ Vgl. Fest, Joachim: *Die schwierige Freiheit. Über die offene Flanke der offenen Gesellschaft*. Berlin 1993, S. 22.

¹⁷ Payne, William L. (ed.): *The Best of Defoe's REVIEW. An Anthology*. New York 1951, S. 77.

¹⁸ Vgl. Pöttker, Horst: *Von Nutzen und Grenzen der Medienfreiheit. Daniel Defoe und die Anfänge eines Ethos*

der Öffentlichkeitsberufe. In: Wunden, Wolfgang (Hrsg.): *Freiheit und Medien. Beiträge zur Medienethik*. Bd. 4. Frankfurt a. M. 1998, S. 207-226.

¹⁹ Vgl. Pöttker, Horst: *The News Pyramid and its Origin from the American Journalism in the 19th Century. A Professional Approach and an Empirical Inquiry*. In: Hoyet, Svannik/Pöttker, Horst (eds.): *Diffusion of the News Paradigm 1850 – 2000*. Göteborg 2005, S. 51-64.

Nach einiger Zeit brachte Kain dem Herrn ein Opfer von den Früchten des Feldes dar; auch Abel brachte eines dar von den Erstlingen seiner Herde und von ihrem Fett. Der Herr schaute auf Abel und sein Opfer, aber auf Kain und sein Opfer schaute er nicht. Da überlief es Kain ganz heiß, und sein Blick senkte sich.²⁰

Das Ende der Geschichte kennen wir, es ist der Brudermord von Kain an Abel. Im Sinne einer anthropologischen Geschichtsbetrachtung interpretiert Krockow diesen Text als die Urgeschichte vom Selbstwertgefühl,

das der Mensch zu seinem Leben braucht und das die Achtung, die Zuneigung (...) der jeweils wichtigen Bezugspersonen zu seiner Grundlage hat. In diesem Fall kommt alles auf Jehova an, der der Herr ist. Das Unheil beginnt, als der sich von Kain abwendet, dem Sündenbock, dem unschuldig Schuldigen; (...) offenbar bringt diese Erzählung menschliche, menschheitliche Erfahrungen ins Bild, von denen her sich (...) bis in die Zeitgeschichte hinein historische Vorgänge erklären lassen. Die Frage, wie die Deutschen Hitler verfielen, bleibt ohne Antwort, wenn man nicht die Beschädigung oder Zerstörung ihres Selbstbewusstseins im Gefolge der Niederlage von 1918 in Rechnung stellt.²¹

Der Nutzen der Geschichte nach ihrer anthropologischen Wende liegt in diesem Fall darin, dass sie Individuen oder Völker davor bewahren kann, die Selbstachtung eines anderen Individuums oder Volkes zu verletzen; denn es hat sich von Anfang der Menschheitsgeschichte an gezeigt, dass dies schreckliche Gewalt hervorruft. Wäre es zum NS-Regime und zur Vernichtung der europäischen Juden gekommen, wenn die Siegermächte des Ersten Weltkriegs dies in Versailles berücksichtigt hätten? Wäre der 11. September geschehen, wenn der Westen das Selbstwertgefühl der islamischen Welt respektiert hätte?

Ernst Breisach skizziert die Lebensdienlichkeit des anthropologischen Blicks bei der Geschichtsbetrachtung in seiner Auseinandersetzung mit dem Postmodernismus folgendermaßen:

Still, even postmodernists shaped their visions of postmodernity according to one 'master lesson', the one that told what of the past from now on must be avoided.²²

Für diese Lektion eignet sich die wissenschaftliche Analyse der NS-Vergangenheit besonders gut, sofern sie sich nicht der Ideologie von der Unbegreiflichkeit der Shoah hingibt, sondern um ein erklärendes Verstehen²³ von Handlungsweisen auch der Täter bemüht bleibt. Beispielsweise schreibt Hans Hafenbrack über das Verhalten Focko Lüpsens, des Chefredakteurs des Evangelischen Pressedienstes vor und nach 1945, man habe ihn als „einen Opportunisten aus Ehrgeiz“ zu verstehen.

Er hat die zu vermutende innere Distanz zum NS-Regime mit großen Zugeständnissen in der journalistischen Arbeit und eigenen Erfolgszielen verbunden. (...) Man kann (...) vermuten, dass Lüpsen die Tätigkeit als epd-Chefredakteur als Lebensaufgabe verstand, an der er um jeden Preis festhalten wollte.²⁴

Ein warnender Hinweis auf eine auch in Gegenwart und Zukunft zu erwartende Handlungsweise, auf die sich gegebenenfalls ein verbrecherisches Regime stützen kann.

2.3. Herkunftswissen zur Selbstverständigung

Das Sich-erinnern an Regeln als notwendige Voraussetzung von effektiver Gebarenskoordination greift in die jüngere Vergangenheit zurück, während die Lebensdienlichkeit der anthropologischen Perspektive mit dem Zeitabstand zunimmt, über den hinweg sie zurückblickt, denn die Einsicht in die Unwandelbarkeit menschlicher Verhaltensweisen und in die mit ihnen verbundenen Chancen und Gefährdungen stellt sich erst auf einem weiten Experimentierfeld her. Gibt es aber auch einen Nutzen der Geschichte, der sich typischerweise bei einer mittleren Reichweite der Vergangenheitsbetrachtung einstellt?

²⁰ Die Bibel. Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift. Altes und Neues Testament. Aschaffenburg 1980, S. 8.

²¹ Krockow, *Die Zukunft der Geschichte*, S. 146f.

²² Breisach, *On the Future of History*, S. 199.

²³ Vgl. Weber, Max: *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der*

verstehenden Soziologie. 5., rev. Aufl. Tübingen 1972, S. 1-9.

²⁴ Hafenbrack, Hans: *Geschichte des Evangelischen Pressedienstes. Evangelische Pressearbeit von 1848 bis 1981*. Bielefeld 2004, S. 393f.

Offensichtlich ist das beim genetischen Typus der Vergegenwärtigung von Vergangenheit der Fall, bei dem die aktuelle Wirklichkeit als etwas interpretiert wird, das aus der Vergangenheit hervorgegangen ist und deshalb ihre Muttermale trägt. Der Nutzen dieser Art von Geschichtsbetrachtung besteht darin, dass sie die Selbstverständigung eines Kulturgebildes, etwa einer Nation, einer Institution oder eines Berufes fördern kann.

„Sage mir, woher du kommst, und ich sage dir, wer du bist!“ Die bekannte Sentenz sei hier zu der These zugespitzt, dass Individuen, aber auch Institutionen und Gruppen keine Identität bilden können, wenn sie nicht wissen, woher sie kommen, oder dass, wenn ihre Identität sich ohne Herkunftswissen bildet, daraus Irrtümer und Fehlentwicklungen entstehen.

Das Beispiel, an dem ein Journalismushistoriker diese These am liebsten plausibel macht, ist der Journalistenberuf. In einer noch ungeschriebenen Geschichte des Journalismus gehört es in ein Kapitel mit der Überschrift „Unsicheres berufliches Selbstverständnis von Journalisten in den deutschsprachigen Ländern“, dass wir eine Frage kaum stellen und das noch mit der fraglichen Wissenschaftlichkeit möglicher Antworten begründen, die in der angelsächsischen Fachliteratur ununterbrochen gestellt wird und die ich deshalb in der englischen Formulierung zitiere. Die Frage lautet: „What is journalism for?“²⁵

In den angelsächsischen Ländern, wo der Journalistenberuf im Zusammenhang der frühen Modernisierung ursprünglich entstanden ist und wo man Berufsgeschichte ohne unsere Bedenken betreibt, ob das denn überhaupt Sinn habe, wird die Frage nach der *Aufgabe* des Journalismus oft im Rückgriff auf die Sozialgeschichte im Allgemeinen und die Vergangenheit des Berufs im Besonderen beantwortet, wobei in der Ausbildung gern Reflexionen und Äußerungen historischer Vorbilder der Profession wie William Howard Russell (1821-1907) oder Walter Lippmann (1889-1974) zurate gezogen werden.

„Journalism history can provide the stories and role models – for good and bad – which transmit the values of good journalism.“²⁶

Für Nutzen und Notwendigkeit der Geschichte für die Selbstverständigung sei außerdem die Journalistenausbildung an Universitäten als Beispiel gewählt. Es ist leider kaum zu bestreiten: Die wenigen deutschsprachigen Institute wie das Dortmunder sind zwar in ihrer Existenz ungefährdet, das Fach Journalistik insgesamt befindet sich aber – jedenfalls an deutschen Universitäten – im Rückmarsch²⁷, während es in anderen europäischen Ländern wie Großbritannien sowohl quantitativ (Zahl der Institute) als auch qualitativ (erkennbar z. B. an der Fachliteratur) nach wie vor Fortschritte macht und in den USA ohnehin seit den 1920er Jahren blüht und gedeiht.²⁸

Ein Grund für die Stagnation neben der Ideologie vom Journalismus als „Begabungsberuf“, die von deutschen und österreichischen Verlegern und Journalisten immer noch verbreitet wird, scheint mir das defensive Selbstverständnis unter uns akademischen Journalistenausbildern zu sein, das sich zur Zeit mit Vorliebe der ahistorischen Begrifflichkeit der Betriebswirtschaftslehre als Ausdrucksmittel bedient, anstatt sich selbstbewusst als progressive Komponente der auch auf anderen Gebieten weiter voranschreitenden Modernisierung zu begreifen.

Eine offensivere Haltung könnte durch Erinnerung an die Startabsichten der wissenschaftlichen Journalistenausbildung in Deutschland gestützt werden. Dazu wäre die historische Sensibilität notwendig, einmal in alten Publikationen nachzublättern. So traditionslos, wie es scheinen mag, ist die Praxisorientierung der Kommunikationswissenschaft in Deutschland nämlich gar nicht. Das trifft schon für die Anfänge der Zeitungswissenschaft im Ersten Weltkrieg zu. Karl Bücher, der Gründer des Fachs, der sich über die Hetzpropaganda in der Presse aller kriegführenden Länder entsetzte, war vor allem von der Idee

²⁵ Sanders, Karen: *Ethics & Journalism*. London, Thousand Oaks, New Delhi 2003, S. 160; Harcup, Tony: *Journalism. Principles and Practice*. London, Thousand Oaks, New Delhi 2004, S. 2.

²⁶ Sanders, *Ethics & Journalism*, S. 167.

²⁷ Vgl. die Präsentation des CHE-Rankings der Fächergruppe Kommunikations- und Medienwissenschaft/ Publizistik/Journalistik von: Wiarda, Jan-Martin (2005):

Medien – was? Bei Abiturienten begehrt, international geachtet, dennoch ein rätselhaftes Fach: Die Medienwissenschaft. In: „Die Zeit“, Nr. 21, 19. 5. 2005, oder unter www.zeit.de/2005/21/C-KW?page=all.

²⁸ Vgl. Pöttker, Horst: *Normal und akzeptiert. Wissenschaftliche Journalistenausbildung in den USA*. In: *Journalistik Journal*, 5. Jg. (2002), Heft 1, S. 38f.

motiviert, künftige Journalisten mit Hilfe der Wissenschaft auf ihre beruflichen Aufgaben vorzubereiten. Es gehörte Mut dazu, das 1915 in Deutschland öffentlich auszusprechen. Bücher sagte damals in der Aula der Universität Leipzig:

Endlich werden wir uns bewußt werden müssen, daß es eine lange versäumte Pflicht ist, für die Erziehung eines Journalistenstandes mit öffentlichen Mitteln zu sorgen, der in jeder, vor allem aber in sittlicher Hinsicht den Anforderungen der Gegenwart gewachsen ist und mindestens auf die gleiche Stellung im sozialen Leben Anspruch erheben kann, derer sich der Stand der Staatsbeamten mit Recht erfreut.²⁹

Das war ernst gemeint, denn kurz darauf gründete Bücher mit Hilfe des Verlegers Edgar Herfurth in Leipzig das erste Universitätsinstitut für Zeitungskunde in Deutschland, dessen Programm anfangs auf eine sowohl wissenschaftlich fundierte als auch praktisch orientierte Journalistenausbildung gerichtet war. Erst in der NS-Zeit wich die Berufsorientierung der Zeitungswissenschaft einer sozialempirisch arbeitenden, scheinbar wertfreien und nicht mehr an den Aufgaben des Journalistenberufs orientierten Medien- und Kommunikationsanalyse, wie sie in der Kommunikationswissenschaft heute noch vorherrscht.

Büchers berufsorientierte Gründungsidee wurde nach 1945 zunächst nur von der SED aufgegriffen, die aus dem Leipziger Institut die Sektion Journalistik der Karl-Marx-Universität eine Monopoleinrichtung für die marxistisch-leninistisch ausgerichtete, aber auch sprachwissenschaftlich fundierte Journalistenausbildung in der DDR machte. Die damit verbundene politisch-ideologische Instrumentalisierung hat die Idee der wissenschaftlichen Journalistenausbildung in der Bundesrepublik Deutschland zunächst diskreditiert, wo sie erst Mitte der 1970er Jahre im Gefolge von Studentenbewegung und allgemeiner Hochschulreform wieder belebt wurde.

Wie stark die damaligen Impulse waren, deren fachgeschichtliche Vergegenwärtigung dem

Offensivgeist der Journalistik heute auf die Beine helfen könnte, zeigt sich an den Konzepten für die wissenschaftliche Journalistenausbildung in den 1970er Jahren, wo Hinweise und Forderungen auf der Tagesordnung standen, die heute längst wieder tabu sind. So wagte es der Bochumer Pädagoge Joachim H. Knoll, in einem Aufsatz „Zur Notwendigkeit wissenschaftlicher Vorbildung und Ausbildung von Kommunikationspraktikern“, an „das Für [!, H.P.] und Wider der praxisnahen Journalistenausbildung in der DDR“³⁰ zu erinnern, und Michael Schmolke, Salzburger Doyen der katholischen Publizistik, stellte in einer Rezension des Berichts des nordrhein-westfälischen Wissenschaftsministers zum Stand der Journalistenausbildung in diesem Bundesland das Dogma des freien Zugangs zu den Kommunikationsberufen in Frage. Zu den Modellkonzepten in Bayern, Rheinland-Pfalz und Nordrhein-Westfalen schrieb Schmolke:

Zu bedauern ist, dass der bundesdeutsche Kulturföderalismus sich einmal mehr in voller Blüte zeigt: (...) die Unverbindlichkeit hochschulmäßiger Journalistenausbildung wird durch nichts besser demonstriert werden als durch ihre Parzellierung nach Kulturhoheiten. Obnehin versäumt kein Planer den Kotau vor der alten Berufsstandsideologie vom freien Berufszugang. (...) Gewiß sollte (...) nicht gerade ein staatliches Examen am Ende des Journalistik-Studiums stehen, aber eine obligatorische Hochschulausbildung, die wir angesichts der diesem Beruf aufgelasteten wachsenden Verantwortung für nötig halten, muß auch durch ein anerkanntes Zertifikat nachgewiesen werden können.³¹

Achtung vor dem Kulturföderalismus sowie vor Artikel 5 des Grundgesetzes, aber auch eine zunehmende autoritäre Planungsgläubigkeit lassen eine derart harsche Kritik an der Hochschulpolitik heute kaum noch zu. Dennoch könnte es unser Engagement für die Weiterentwicklung der Journalistik wieder beflügeln, wenn wir uns erinerten, mit welchem Selbstbewusstsein ein Michael Schmolke 1975 eine zertifizierte Hochschulausbildung für Journalisten obligatorisch machen wollte.

²⁹ Bücher, Karl: *Der Krieg und die Presse*. In: Pöttker, Horst (Hrsg.): *Öffentlichkeit als gesellschaftlicher Auftrag. Klassiker der Sozialwissenschaft über Journalismus und Medien*. Konstanz 2001, S. 220-250, S. 250.

³⁰ Knoll, Joachim H.: *Publizistikwissenschaft im Spannungsfeld von Theorie und Praxis. Bemerkungen zur Notwendigkeit wissenschaftlicher Vorbildung und Ausbildung*

von Kommunikationspraktikern. In: *Publizistik*, 19./20. Jg. (1974/75), Heft 3-4, 1-2, S. 241-255, S. 249.

³¹ Schmolke, Michael: *Minister für Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen (Hrsg.): Bericht zur Journalistenausbildung und -fortbildung im Lande Nordrhein-Westfalen (Rez.)*. In: *Publizistik*, 19./20. Jg. (1974/75), Heft 3-4, 1-2, S. 630f., S. 630.

Für die Lösung des Konflikts zwischen dem freien Berufszugang und der Wünschbarkeit wissenschaftlich fundierter Ausbildung stehen ja noch andere Wege offen, die mit der Pressefreiheit verträglicher sind; beispielsweise der in den USA beschrittene, wo unabhängig vom First Amendment immerhin über ein Drittel der Journalisten das Fach Journalistik studiert hat, auch weil die Berufsverbände die sozio-kulturelle Zusammensetzung des Medienpersonals regelmäßig erheben und veröffentlichen. Wer für die Ausbildung zu einem Öffentlichkeitsberuf verantwortlich ist, sollte bei der Durchsetzung seiner Ziele mehr auf das Prinzip Öffentlichkeit vertrauen als auf politische oder rechtliche Instrumente, deren Handhabung er meistens nicht gelernt hat. Und er sollte die Geschichte als möglichen Verbündeten nicht vergessen.

2.4. Geschichte als Weltengrenzung

Das vierte Argument für (Kommunikations-)Geschichte betrifft wiederum das Wesen unserer Gattung und hätte auch beim Stichwort Anthropologie behandelt werden können. Ich trenne es davon, weil sich eine Parallele zur Religion zeigt, mit der eine besondere Funktionalität beider Kulturphänomene – Geschichte wie Religion – für das *Gelingen von Kommunikationsprozessen* zusammenhängt.

Wegen dieser Parallele kann ich mich bei der Darlegung des Arguments auf den österreichisch-amerikanischen Religionssoziologen Peter L(udwig) Berger stützen.³² Am Anfang sei aber festgehalten, dass sinnstiftendes historisches Erzählen ebenso wie Religion offenbar in allen Kulturen vorkommt, die wir kennen, so dass fraglich ist, ob wir überhaupt auf Geschichte verzichten könnten, selbst wenn wir das wollten, und ob es, sollte das nicht der Fall sein, nicht besser wäre, das ohnehin Unvermeidbare bewusst und damit auf eine diskutierbare, der Wahrheitsprüfung zugängliche Weise zu tun. Jenseits davon bleibt zu erklären, *warum* Religion und Geschichtsbewusstsein ubiquitäre Phänomene, also selbst anthropologische Konstanten sind.

Was die Religion betrifft, erkennt Berger deren entscheidenden Grund darin, dass der Mensch, der als Mangelwesen geboren wird, darauf angewiesen ist, die Welt, in der er lebt, selbst herzustellen, die wir deshalb – im Unterschied zur Natur – *Kultur* nennen. Dieses „welterrichtende Handeln des Menschen“, das wegen einer

*weiteren grundlegenden anthropologischen Tatsache, nämlich der zu seinem Wesen gehörenden Sozialität des Menschen (...) immer und unausweichlich ein gemeinschaftliches Unternehmen ist*³³,

nennt Berger „Externalisierung“. Anders als die Systemtheorie verliert Berger diese Seite der menschlichen Tätigkeit über der „Internalisierung“, der Aneignung schon vorhandener Kultur in der Sozialisation, nicht aus den Augen. Er beruft sich dabei auf Max Weber als den Urheber jenes Theoriestrangs in der Sozialwissenschaft, dessen Seele der Begriff des subjektiv-sinnhaften Handelns ist.³⁴ Es ist kein Zufall, dass in Webers konzeptionellen Entwürfen für die Kommunikations- und Medienanalyse der Begriff der Kultur eine zentrale Rolle spielt. Weber war sozusagen der erste Vertreter der „cultural studies“ in der Kommunikationswissenschaft, der dieses Konzept schon 1910 differenziert ausformuliert hat³⁵.

Hier kommt es jedoch nicht auf die theoretischen und methodologischen Hintergründe an, sondern auf die Schlüsse, die Berger aus der prekären geistig-kulturellen Lebensweise des Menschen für dessen Grundbedürfnisse und deren Rückwirkungen auf die Kulturproduktion zieht: Wegen ihres anthropogenen Charakters unterliegt die Kulturwelt permanenten Veränderungen, die zumal bei beschleunigtem Wandel im Laufe eines Menschenlebens als irritierend erfahren werden. Außerdem bestehen zwischen den von Menschen hervorgebrachten Welten, den „Kulturen“, erhebliche Unterschiede, die von Reisenden zwischen ihnen als befremdlich empfunden werden, was wir Heimweh nennen. Und schließlich wird auch das Heimischsein in der eigenen Kultur durch die Gewissheit des Todes bedroht, die das menschliche Dasein von dem anderer Lebewesen unterscheidet. Die Gewissheit des eigenen Todes und

³² Vgl. Berger, Peter L.: *Zur Dialektik von Religion und Gesellschaft. Elemente einer soziologischen Theorie*. Frankfurt a. M. 1973.

³³ Ebd., S. 8.

³⁴ Vgl. Pöttker, Horst: *Entfremdung und Illusion. Soziales*

Handeln in der Moderne. Tübingen 1997, S. 47-72.

³⁵ Vgl. Weber, Max: *Die Presse als Forschungsfeld*. In: Pöttker, Horst (Hrsg.): *Öffentlichkeit als gesellschaftlicher Auftrag. Klassiker der Sozialwissenschaft über Journalismus und Medien*. Konstanz 2001, S. 313-325 (zuerst 1910).

die Erfahrung des Todes naher Anderer bedrohen die Kulturwelt permanent mit Sinnlosigkeit.

Aus solchen Grenzerfahrungen resultiert ein fundamentales Unbehagen, das ebenfalls zur menschlichen Lebensweise gehört und das wir „Entfremdung“ nennen.³⁶ Aus der Entfremdung, die die geistig-kulturelle Lebensweise des Menschen mit sich bringt, resultiert eine weitere Konstante der *conditio humana*, nämlich ein fundamentales Bedürfnis nach stabilisierendem Sinn, also nach weiteren kulturellen Hervorbringungen, die das Subjekt davor bewahren, an die Grenzen seiner Welt zu stoßen, indem sie diese Grenzen hinauschieben und aufheben.

Zu diesen Hervorbringungen gehört die Religion, die eine Kultur ins Kosmische erweitert, womit sich Berger beschäftigt; aber auch das Geschichtsbewusstsein, das Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu einem Zeitkontinuum verschmilzt, kann eine Entgrenzung der Kulturwelt leisten, mit der der Mensch durch sein welterrichtendes Handeln der Entfremdung vorbeugt. Wer auf die Frage nach dem Sinn des Lebens statt mit Gottvertrauen mit dem Vertrauen darauf antwortet, in Familie oder Beruf Glied einer Kette zu sein, macht sich durch Geschichtsbewusstsein in der Welt heimisch.

Thomas Mann hat den Entgrenzungs-Aspekt in beiderlei Sinn in seinem *Josephs-Roman* hervorgehoben, wobei das breite, „festliche“ Erzählen des biblischen Stoffs den Akzent von der religiösen auf die historische Variante verschiebt.³⁷ Offenbar ist die geschichtliche Version der Weiterentwicklung besser mit der modernen, empirisch orientierten Mentalität vereinbar als die religiöse. Jedenfalls haben Gegenwartshistoriker wie Jörn Rüsen in ihren Theorien des historischen Erzählens den Gedanken an die weltentgrenzende Funktion der Geschichte als Verschmiedung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu einem Zeitkontinuum aufgegriffen, wobei mehrere Strategien der Verknüpfung von Gegenwart mit Vergangenheit (und Zukunft) unterschieden werden³⁸, die im Grunde auf die Typologie Nietzsches³⁹ zurückgreifen: das exemplarische, das genetische und das kritische Erzählen. Journali-

sten, die sich mit historischen Stoffen befassen, können sich diese Erzähltechniken zunutze machen, um mit ihren Informationen besser beim Publikum anzukommen.⁴⁰

2.5. Die Pro-Argumente überwiegen

Damit wären wir eigentlich beim dritten Teil, in dem ich skizzieren möchte, wie Geschichte geschrieben oder gezeigt werden sollte, damit sie einen lebenspraktischen Sinn hat.

Zuvor sei aber noch notiert, dass die am Anfang referierten Einwände angesichts der Pro-Argumente fast wie Ausflüchte wirken, um sich nicht der Mühe einer umfassenden und zutreffenden Vergegenwärtigung von Vergangenheit als Kulturleistung unterziehen zu müssen. Eine Gesellschaft, die sich diese Mühe nicht macht und nur an ahistorischen Visionen orientiert, wird sich in eine falsche Richtung entwickeln. Wer die Richtung bestimmen will, in der er sein Ziel ansteuern kann, der sollte nicht nur wissen, wo er steht, sondern auch, von wo er gekommen ist.

Seit dem Zusammenbruch der Welt, die durch den Ost-West-Gegensatz beherrscht wurde, hat sich gezeigt, dass scheinbar „weiche“ Kulturtraditionen dauerhafter sein können als harte ökonomische oder politische Maßnahmen. Institutionen lassen sich nicht gegen Kulturtraditionen von heute auf morgen aus dem Boden stampfen; wenn sie dauerhaft bestehen sollen, bedarf es mehr als rascher Entschlusskraft. Für sinnvolle Reformen braucht es auch informierter Sensibilität für die Vergangenheit, braucht es Geschichtsbewusstsein bei den Verantwortlichen und ihren Wählern. Nur dann sind Reformvorhaben mit einem Sinn dafür ausgestattet, wohin man mit ihnen kommen (wollen) kann.

Dazu noch einmal Krockow, der sich seinerseits auf Joseph Schumpeter beruft:

Ein Auto muss nicht langsamer fahren, sondern kann umso zügiger vorankommen, je wirksamere Bremsen es hat. In der Tat: Ohne Bremsen forsch

das Leben.

⁴⁰ Vgl. Pöttker, Horst: *Aktualität und Vergangenheit. Zur Qualität vom Geschichtsjournalismus*. In: Bentele, Günter/Haller, Michael (Hrsg.): *Aktuelle Entstehung von Öffentlichkeit. Akteure, Strukturen, Veränderungen*. Konstanz 1997, S. 335-346.

³⁶ Vgl. Pöttker, *Entfremdung und Illusion*, S. 164-180.

³⁷ Vgl. Mann, Thomas: *Joseph und seine Brüder*. 4 Bände. Berlin und Stockholm 1933-1943.

³⁸ Vgl. Rüsen, Jörn: *Zeit und Sinn. Strategien historischen Denkens*. Frankfurt a. M. 1990, S. 153-230.

³⁹ Vgl. Nietzsche, *Vom Nutzen und Nachteil der Historie für*

zu fahren ist kein Zeichen der Überlegung und des Mutes, sondern des unverantwortlichen Leichtsinns (...). Es liegt nahe, hier den Begriff der Kontinuität einzuführen: Wo man im Überlieferten zu Hause ist, kann man sich ohne Angst der Zukunft zuwenden, und vielleicht nur in einer gefestigten Verbindung von Vergangenheit und Zukunft gelingt das verantwortungsbewusste Handeln.⁴¹

Und danach zitiert Krockow noch aus Edmund Burkes „Reflections on the Revolution in France“. Burke zufolge konstituierte Geschichtsbewusstsein

(...) eine Partnerschaft nicht allein zwischen den Lebenden, sondern zwischen denen, die gestorben sind, denen die leben, und denen, die erst noch geboren werden sollen.⁴²

Es ist leicht einzusehen, dass diese intertemporelle Partnerschaft notwendig ist, damit menschliches Zusammenleben gelingen kann.

3. Wie Geschichte treiben?

Aus den Pro- wie den Contra-Argumenten geht hervor, dass Geschichte zum problematischen Ballast wird, wenn man sie so betreibt, dass sie nichts mit der Gegenwart zu tun hat. Man muss kein radikaler Konstruktivist sein, um zu erkennen, dass Verbindungen zwischen Vergangenheit und Gegenwart sich schwerlich von selbst ergeben, sondern von denen, die Geschichte erzählen, hergestellt werden müssen.

3.1. Gegenwartsbezüge und narrative Qualitäten

Dass Geschichte mit Nutzlosigkeit assoziiert wird, liegt auch daran, dass es in der Geschichtswissenschaft seit dem 19. Jahrhundert eine starke Strömung gibt, die die Singularität jeder vergangenen Epoche, also letztlich ihre Verbindungslosigkeit gegenüber Gegenwart (und Zukunft) voraussetzt. Teils sollte dies einer ideologischen Instrumentalisierung entgegenwirken, teils sollte

es aber auch die Historikerzunft von den aufkommenden Sozial- und Kulturwissenschaften abgrenzen. Ein deutliches Etikett für diese Strömung heißt *Positivismus*. Kennzeichen des Positivismus ist, dass er die Beschränkung auf empirische Einzelfeststellungen und den Verzicht auf Sinndeutungen – in der Terminologie Poppers kann man auch sagen: den Verzicht auf Allsätze – zum Programm erhebt.⁴³

In der Geschichtswissenschaft bedeutet Positivismus radikale Beschränkung auf das Erschließen überlieferter Quellen und Verzicht darauf, diese im Licht von Fragestellungen, die die Gegenwart aufwirft, in einen Deutungszusammenhang zu bringen. Die Historikerzunft hat durch ihre positivistischen Neigungen zum Eindruck ihrer Nutzlosigkeit selbst beigetragen. Damit wird nicht behauptet, dass man vom Positivismus nichts lernen könne, worauf noch zurückzukommen ist.

Zunächst sei jedoch nicht vergessen, dass es ebenfalls bereits seit dem 19. Jahrhundert kritische Gegenentwürfe zum Positivismus gibt, mit denen die Historikerzunft allerdings schon damals nicht viel anfangen konnte. Mit seiner unzeitgemäßen, weil positivismuskritischen Betrachtung „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“ schreibt der philosophische Nicht-Historiker Friedrich Nietzsche 1874 das Programm für ein lebensdienliches Erzählen von Geschichte(n), das immer noch in der kulturwissenschaftlichen Strömung des Fachs Beachtung findet, die auf Sinndeutung von Vergangenheit besteht.

Ist Nietzsches berühmte Schrift ein theoretischer Beleg für den bereits im 19. Jahrhundert sich regenden Widerstand gegen den Positivismus, so sind die Außenseiter Jacob Burckhardt (1818-1897) und vor allem Theodor Mommsens 1854-56 erschienene „Römische Geschichte“ praktische Beispiele.

Er ruft das Geschehen vor mehr als zweitausend Jahren so zurück, als sei es die Gegenwart; auf Schritt und Tritt spürt man, wie der Autor mit den Figuren, die er schildert, lebt und leidet. Darum bricht die Darstellung mit Cäsar vor dessen Tod ab.⁴⁴

⁴¹ Krockow, *Die Zukunft der Geschichte*, S. 63f.

⁴² Zit. n. Krockow, *Die Zukunft der Geschichte*, S. 64.

⁴³ Der Kritische Rationalismus in seiner Mittelposition zwischen Positivismus einerseits und Konstruktivismus andererseits will übrigens nicht auf Sinndeutungen in

Form generalisierender Hypothesen verzichten, sondern nur bei deren Prüfung das Verifikationsprinzip durch das Falsifikationsprinzip ersetzen, das die Prozesshaftigkeit der wissenschaftlichen Sinnbildung in Gang hält.

⁴⁴ Krockow, *Die Zukunft der Geschichte*, S. 147.

denn Mommsen ertrag nicht, was nun hätte folgen müssen. Wegen ihrer narrativen Qualität hat er, der gleichzeitig sein Quellenmaterial beherrschte wie kein zweiter, für die „Römische Geschichte“ als erster Deutscher 1902 den Nobelpreis für *Literatur* erhalten; zwischendurch hatte er fast fünf Jahrzehnte lang, dem Mainstream folgend, nur noch immense Materialsammlungen angelegt, mit denen er unter seinen Fachkollegen zur Legende geworden ist.

Gegenwartsbezug und Narrativität sind Qualitäten, die Geschichte offenbar haben muss, wenn sie lebensdienlich sein soll. Das geht besonders Geschichtsjournalisten an, die ja ohnehin unter dem professionellen Gebot zur Aktualität arbeiten. In zwei experimentellen Lehrforschungsprojekten am Dortmunder Institut für Journalistik konnten wir anhand von Zeitungstexten zum Mittelalter und von Fernsehfilmen zur deutschen Wiedervereinigung empirisch die Annahme stützen, dass historische Informationen leichter den Weg zum Publikum finden, wenn sie aus der Perspektive aktueller Fragestellungen beleuchtet werden.⁴⁵

Allerdings haben journalistische Gegenwartsbezüge eine problematische Seite, wenn sie aus arbeitsökonomischen Gründen künstlich herbeigeführt werden. Das Anhängen historischer Informationen an runde Jahreszahlen fördert die Erstarrung von Geschichtsbewusstsein in einer Gedenkkultur, in der Vergangenheit Dysfunktionen als Zukunftsbremse oder Fluchtort erfüllt. Besser gehen Geschichtsjournalisten bei der Themensuche von aktuellen Vorgängen aus und fragen, mit welcher Vergangenheit sich diese exemplarisch, genetisch oder kritisch verbinden lassen.⁴⁶

3.2. Geschichte muss wahr sein

Nietzsche hat bei seiner positivismuskritischen Forderung nach Lebensdienlichkeit freilich etwas vergessen: Der Nutzen der Geschichte für den Alltag kann in einer modernen, auf rationale statt auf traditionale oder charismatische Legitimität ausgehenden Kultur nicht die eines Ruheknissens sein, auf dem es sich die

Zeitgenossen bequem machen, um Konflikte und Herausforderungen der Realität nicht spüren zu müssen. Mit anderen Worten: Geschichte muss *wahr* sein; unabhängig von der narrativen Qualität müssen die erzählten Fakten stimmen.

Die Richtigkeit von Einzeldaten genügt allerdings nicht, es muss das geregelte Bemühen um deren Vollständigkeit oder wenigstens Repräsentativität hinzukommen, speziell in der Geschichtswissenschaft: die methodisch fundierte Abschätzung der Relevanz von Quellen und die methodisch motivierte Anstrengung, die bekannten Quellen durch noch unbekannte zu ergänzen. Beispielsweise kann die Geschichtswissenschaft nur dann helfen, Illusionen über die Veränderbarkeit des Menschen zu vermeiden, wenn ihre Methodik garantiert, dass nicht allein die wenigen gescheiterten Versuche in der Vergangenheit betrachtet werden, herrschaftsfreie Gemeinschaften wie die Pariser Commune zu bilden, sondern auch die vielen sozialen Gebilde, in denen Herrschaftsverhältnisse sich als so dauerhaft erwiesen haben, dass von einer Ubiquität des Phänomens der Macht⁴⁷ auszugehen ist; oder dass wir nicht nur die wenigen Widerstandskämpfer gegen das NS-Regime im Auge haben, sondern das Mitmachen der „normalen Deutschen“⁴⁸ zur Kenntnis nehmen, weil wir sonst die eigene Gefährdung nicht erkennen können, in entsprechenden Situationen ähnlich fanatisch oder opportunistisch zu handeln.

Um die Richtigkeit von Einzelquellen zu sichern, stellt die etablierte Geschichtswissenschaft hinreichende Verfahren bereit. Weniger wahrheitsdienlich ist die historiographische Methodologie im Hinblick auf die Vollständigkeit bzw. Repräsentativität von Quellen. Mir scheint es deshalb geboten, dass sich die Geschichtswissenschaft stärker als bisher der Methoden der empirischen Sozialforschung bedient, vor allem derjenigen Methode, deren Vorteil ist, damit tief in die Vergangenheit zurückgelangen zu können: der quantitativen oder qualitativen Inhaltsanalyse von periodischen schriftlichen Quellen wie Zeitungen, Zeitschriften, Presseanweisungen usw. Selbst in der Kommunikationsgeschichte sind systematische, um Repräsentativität bemühte Inhaltsanalysen bisher eher selten.⁴⁹

⁴⁵ Vgl. Pöttker, Horst: *Journalistik als Kulturwissenschaft? Episoden einer Annäherung*. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik. Jg. 34 (2004), Heft 133, S. 66-90, S. 83f.

⁴⁶ Vgl. Pöttker, *Aktualität und Vergangenheit*.

⁴⁷ Vgl. Pöttker, *Zum demokratischen Niveau des Inhalts*

überregionaler westdeutscher Tageszeitungen, S. 199-230.

⁴⁸ Vgl. Browning, Christopher R.: *Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die „Endlösung“ in Polen*. Reinbek 1993.

⁴⁹ Ausnahmen sind etliche Beiträge in Hoyer/Pöttker, *Diffusion of the News Paradigm 1850 – 2000*.

Wahrheit von Geschichte bedeutet, dass auch unbequemen und verstörenden Fakten ins Auge geblickt wird, die eine auf Vergangenheit zurückgreifende Identitätsbildung irritieren. Identität muss eben auch irritierende Sachverhalte verarbeitet haben, wenn sie stabil sein soll.

Dass die Verbindung der beiden Grundqualitäten von lebensdienlicher (Kommunikations-)Geschichte, des Muts zur Deutung und des Muts zur Wahrheit, in der historischen Zunft alles andere selbstverständlich ist, sei am Ende durch das skeptische Vermächtnis Krockows illustriert:

Exemplarisch wird (...) an Mommsen ein Grundproblem der Fachgelehrsamkeit sichtbar: dass nicht mehr zusammenwächst, was zusammengehört. Mommsens Erben haben sich für die Quellenkunde entschieden, und für die ‚Zunft‘ unserer Tage dürfte es ohnehin starker Tobak sein, die Poesie zur Mutter aller Historie zu erklären.⁵⁰

Horst PÖTTKER

Prof. Dr. phil.-hist. habil.; geboren 1944 in Bad Segeberg/Deutschland; Soziologe; lehrt Journalistik an der Universität Dortmund; Schwerpunkt: gesellschaftliche und historische Grundlagen des Journalismus; WS 2005/06 Forschungsaufenthalt und Lehraufträge an der Universität Wien; letzte Buchveröffentlichung: *Abgewehrte Vergangenheit. Beiträge zur deutschen Erinnerung an den Nationalsozialismus*, Herbert von Halem Verlag, Köln 2005.

Angesichts des lückenhaften Umgangs mit der eigenen NS-Vergangenheit, der sich lange auch die kommunikationswissenschaftliche Zunft befleißigt hat, mag man selbst der Aufarbeitung bekannter Quellen nicht immer trauen, von der wahrhaftigen Suche nach neuen Quellen, wenn sie unbequem sein könnten, zu schweigen. Wie in anderen Fächern kann der Positivismus auch in der Geschichtswissenschaft die wichtige Funktion erfüllen, an die Notwendigkeit der Datenrichtigkeit und -vollständigkeit zu erinnern und für deren Überprüfung eindeutige Verfahrensregeln anzugeben. Karl R. Popper gilt heute vielen als Positivist. Wenn er es war, dann verdanken wir einem Positivisten die Einsicht, dass echter Erkenntnisgewinn nicht durch das Bemühen um Bestätigung vorhandener Überzeugungen (Verifikation) zustande kommt, sondern durch die Suche nach deren Widerlegung (Falsifikation).⁵¹ Für die Geschichte ist diese Einsicht besonders wichtig, weil sie die Suche nach neuen, bisher unbekanntem Quellen stimuliert.

⁵⁰ Krockow, *Die Zukunft der Geschichte*, S. 148.

⁵¹ Vgl. Popper, Karl R.: *Logik der Forschung*. Tübingen 1994 (zuerst 1934).

Kommunikationsgeschichte und Geschlecht

Perspektivische Implikationen der Frauen- und Geschlechtergeschichte für die historische Kommunikationsforschung

Susanne Kinnebrock

Hinführung

Die Kommunikationsgeschichte befindet sich an der Schnittstelle zwischen Kommunikationswissenschaft und Geschichtswissenschaft. Und so ist es nur logisch, dass sie perspektivische und methodische Entwicklungen beider Disziplinen reflektiert. Mit Blick auf die (deutschsprachige) Geschichtswissenschaft sind deren zentrale Entwicklungen – die Hinwendung zur Sozial-, Alltags- und Kulturgeschichte – auch von historisch arbeitenden Kommunikationswissenschaftlern und -wissenschaftlerinnen (kritisch) verfolgt worden.¹

Zu einer Integration von frauen- und geschlechtergeschichtlichen Perspektiven ist es hingegen selten gekommen. Dies mag zum einen daran liegen, dass die Frauen- und Geschlechtergeschichte in der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft ungleich schlechter etabliert ist als beispielsweise im angelsächsischen Raum.² Einen Mainstreamcharakter wie die Sozialgeschichte und zusehends auch die Kulturgeschichte konnte sie hier (bislang) nicht entwickeln.³ Und dies könnte ein Grund dafür sein, dass frauen- und geschlechtergeschichtliche Perspektivierungen von deutsch-

sprachigen Kommunikationshistorikern und -historikerinnen bislang nur selten aufgegriffen wurden.⁴

Dies ist insofern bedauerlich, als es sich bei der Geschlechtergeschichte um einen der dynamischsten und theoretisch avanciertesten historischen Forschungszweige handelt.⁵ Die konzeptionellen und methodologischen Fragen, die die Geschlechtergeschichte international angestoßen hat, könnten meines Erachtens auch für die Kommunikationsgeschichte anregend sein. Deshalb möchte ich hier perspektivische Neuorientierungen, die die verschiedenen Ansätze der historischen Gender Studies nahelegen, resümieren, reflektieren und am Beispiel der Entwicklung des Journalismus als Beruf greifbar machen. Dabei werde ich in zwei Schritten vorgehen. Im ersten Teil will ich die neuen Perspektiven vorstellen, die die Frauen- und Geschlechtergeschichte in die Geschichtswissenschaft eingebracht hat. Dabei werde ich im Wesentlichen chronologisch vorgehen, d.h. ich will mich zunächst den Perspektiven der sog. Frauengeschichte widmen und darlegen, warum und wie sie sich zur Geschlechtergeschichte transformierte. Natürlich kann die Entwicklung eines ganzen

¹ Vgl. exemplarisch die Ausführungen von Kurt Koszyk zur „Kommunikationsgeschichte als Sozialgeschichte“ (in: Max Kaase/Winfried Schulz (Hrsg.): *Massenkommunikation. Theorien, Methoden, Befunde* [= Sonderheft 30 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie]. Opladen 1989, S. 46-56) oder auch Knut Hickethiers kulturgeschichtliche Herangehensweise in seiner „Geschichte des deutschen Fernsehens“ (Stuttgart/Weimar 1998).

² Vgl. z.B. die aktuelle Überblicksdarstellung zur Entwicklung der Frauen- und Geschlechtergeschichte im Rahmen der Geschichtswissenschaft von Claudia Opitz: *Um-Ordnungen der Geschlechter. Einführung in die Geschlechtergeschichte*. Tübingen 2005, S. 49-57.

³ Dabei sollte aber festgestellt werden, dass die Frauen- und Geschlechtergeschichte im deutschsprachigen Raum weniger mit Bezug auf den Umfang der Forschungsarbeiten ein Randdasein führt als vielmehr hinsichtlich der institutionellen Verankerung. Vgl. z.B. Andrea Griesebner: *Feministische Geschichtswissenschaft. Eine Einführung*. Wien 2005, S. 159-165.

⁴ Zwar sollen hier einzelne Beiträge in Sammelbänden, im „Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte“ und v.a. die drei Themenhefte von „medien & zeit“ (1/1987, 1/1995

und 2/2000) nicht unberücksichtigt bleiben, doch ist die Zahl der deutschsprachigen Monographien mit gleichermaßen kommunikations- wie geschlechterhistorischem Schwerpunkt gering. Beispielsweise finden sich in einer Auflistung der Buchpublikationen der kommunikationswissenschaftlichen Gender Studies zwischen 1997 und 2004 unter 86 Büchern gerade mal neun, die auch – nicht ausschließlich! – einen historischen Schwerpunkt setzen. Vgl. Elisabeth Klaus: *Kommunikationswissenschaftliche Geschlechterforschung. Zur Bedeutung der Frauen in den Massenmedien und im Journalismus*. Aktualisierte und korrigierte Neuauflage. Münster 2005, S. 425-430.

⁵ Vgl. Claudia Opitz: *Geschichtswissenschaft*. In: Renate Kroll (Hrsg.): *Metzler Lexikon Gender Studies/Geschlechterforschung. Ansätze, Personen, Grundbegriffe*. Stuttgart/Weimar 2002, S. 151-153; Dies.: *Um-Ordnungen der Geschlechter*, 2005, S. 37; Lynn Hunt: *The Challenge of Gender. Deconstruction of Categories and Reconstruction of Narratives in Gender History*. In: Hans Medick/Anne-Charlott Trepp (Hrsg.): *Geschlechtergeschichte und Allgemeine Geschichte. Herausforderungen und Perspektiven*. Göttingen, S. 57-97, hier S. 59.

Forschungszweiges, die sich über mehr als 30 Jahre erstreckt, in diesem Rahmen nur äußerst cursorisch dargestellt werden. Deshalb werde ich hier auf die unterschiedlichen perspektivischen Schwerpunktsetzungen, die sich in verschiedenen Ländern ergeben haben, nicht eingehen, sondern der kompakten Darstellung halber die Debatten der US-amerikanischen und deutschsprachigen Forschung synthetisieren.

In einem zweiten Schritt werde ich dann die extrahierten historischen Gender-Perspektiven auf ein zentrales, aber nach wie vor vergleichsweise wenig beforschtes kommunikationshistorisches Arbeitsfeld, die Entwicklung des Journalismus als Beruf, übertragen. Dabei soll exemplarisch herausgearbeitet werden, welche konkreten Fragestellungen die verschiedenen Perspektiven der Frauen- und Geschlechtergeschichte nahelegen würden.

1. Perspektiven der Frauen- und Geschlechtergeschichte

Ausgangspunkt der Gender Studies – und dies gilt wohl übergreifend für Sozialwissenschaft und Geschichtswissenschaft – ist die Feststellung, dass Gesellschaften geschlechterbestimmt differenziert sind. Frauen und Männern werden unterschiedliche soziale Räume, soziale Praktiken und Formen des Habitus zugeschrieben oder – in weniger sozialwissenschaftlicher Terminologie – unterschiedliche Handlungsräume, Tätigkeiten und Verhaltensweisen. Ausgehend von dieser Überlegung hat es sich die historische Frauen- und Geschlechterforschung zur Aufgabe gemacht, *„Geschichtswahrnehmung generell so einzurichten, daß Menschen weiblichen Geschlechts und Menschen männlichen Geschlechts mit ihren geschlechtstypischen unterschiedlichen sozialen Pla-*

*zierungen wie mit ihren Handlungsräumen sichtbar werden.“*⁶ Darüber hinaus gilt es, den geschlechtlichen Symbolismus in seiner ganzen Bandbreite aufzudecken und seine Funktion beim Etablieren, Aufrechterhalten und Verändern von politischen, sozialen und kulturellen Ordnungen zu analysieren.⁷

Für die frühe Frauengeschichtsschreibung wurde die Kritik an der Unsichtbarkeit von Frauen konstitutiv. Gerda LERNER, eine 1938 geflohene Wienerin, die zu einer der profiliertesten Vertreterinnen der US-amerikanischen „Women Studies“ avancierte, klagte 1977 in einer Vorlesung: *„die Geschichte, so wie sie traditionell von Historikern aufgezeichnet und interpretiert worden ist, ist zweifellos eine Geschichte der Aktivitäten von Männern, geordnet nach den Wertvorstellungen der Männer [...] Frauen kommen darin kaum vor ...“*⁸ Um dieser *„androzentrische[n] Verzerrung der Vergangenheit“*⁹ entgegenzuarbeiten, machten es sich die Vertreterinnen der Frauengeschichte zur Aufgabe, zunächst die Geschichte von Frauen zu entdecken. D.h. neue Quellen wurden gesucht bzw. alte unter neuem Blickwinkel erschlossen. Unter dem programmatischen Titel „Her-story“ (an Stelle von „History“) formierte sich die Frauengeschichte seit Ende der 1960er Jahre – zunächst an US-amerikanischen Universitäten und im Umkreis der US-Frauenbewegung. Dabei durchliefen die US-amerikanische und die außeramerikanische Frauengeschichtsforschung – wenn gleich zeitversetzt – ähnliche Phasen, in denen bestimmte Herangehensweisen dominierten. Die folgende Periodisierung stützt sich auf Joan W. SCOTT, die vielleicht bekannteste Geschichtstheoretikerin der Frauen- und Geschlechtergeschichte, die drei verschiedene Phasen der „Her-Story“ identifizierte, bevor sich die Frauengeschichte zur Geschlechtergeschichte erweiterte.¹⁰

⁶ Karin Hausen/Heide Wunder: Einleitung. In: Dies. (Hrsg.): Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte. Frankfurt am Main/New York 1992, S. 9-18, hier S. 12.

⁷ Vgl. Joan W. Scott: Gender: A Useful Category of Historical Analysis. In: American Historical Review. 91. Bd./Nr. 5 (1986), S. 1053-1075, hier S. 1054.

⁸ Gerda Lerner: Frauen finden ihre Vergangenheit. Grundlagen der Frauengeschichte. Frankfurt am Main/New York: Campus 1995, S. 163. Eine ähnliche Kritik formulierte für den deutschen Sprachraum Marie-Louise Janssen-Jurreit: Sexismus. Über die Abtreibung der Frauenfrage. 2. Auflage. Wien/München 1977, S. 28ff.

⁹ Gerda Lerner: Unterschiede zwischen Frauen neu gefaßt. In: Hanna Schissler (Hrsg.): Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel. Frankfurt am Main/New York 1993, S. 59-79, hier S. 60.

¹⁰ Vgl. Joan W. Scott: Von der Frauen- zur Geschlechtergeschichte. In: Hanna Schissler (Hrsg.): Geschlechter-

verhältnisse im historischen Wandel. Frankfurt am Main/New York 1993, S. 37-58, hier S. 41-43. Andere Historikerinnen haben ähnliche, z.T. differenziertere, z.T. übergreifendere Einteilungen der Forschungsperspektiven getroffen – z.B. Lerner, Frauen finden ihre Vergangenheit, S. 141-143 und S. 164-175; Sieglinde Rosenberger: Women's History – ein Fach macht Geschichte. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften. 6. Jg./Nr. 2 (1995), S. 187-200, hier S. 192f.; Uta C. Schmidt: Frauengeschichte und neuere Geschichtsbewegung. In: Klaus Fröhlich (Hrsg.): Geschichtskultur. Pfaffenweiler 1992, S. 137-146, hier S. 140 und Hanna Schissler: Einleitung. Soziale Ungleichheit und historisches Wissen. Der Beitrag der Geschlechtergeschichte. In: Dies. (Hrsg.): Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel. Frankfurt am Main/New York 1993, S. 9-36, hier S. 16. Sie widersprechen aber Scotts Klassifizierung nicht grundlegend.

Frauengeschichte: Ergänzungsansatz¹¹

Zunächst stand die Annäherung an die ‚Heldinnen‘ der Frauengeschichte und ihre Organisationen im Zentrum, so dass v.a. über die Vorkämpferinnen der Frauenemanzipation biographisch gearbeitet wurde und die Organisationsgeschichte der Frauenbewegungen Thema war.¹² Dabei wurden jedoch die Relevanzkriterien, Bedeutungshierarchien und Kategorisierungen der etablierten Geschichtsschreibung kaum hinterfragt. Die Aktivitäten der Frauenrechtlerinnen wurden in allgemeine historische Kategorien ‚eingepasst‘,¹³ d.h. sie wurden an den für ‚Geschichtsmachende‘ Männer üblichen Maßstäben gemessen, denen sie freilich nur bedingt entsprechen konnten. Denn nur in Ausnahmefällen waren Frauen so mächtig, berühmt oder gebildet wie männliche ‚Größen‘ ihrer Zeit, so dass Sieglinde ROSENBERGER zu dem harten Urteil kommt: *„Weiblichkeit wurde implizit als Inferiorität fortgeschrieben.“*¹⁴

Darüber hinaus blendeten (frühe) Studien, die der *„Repressionsthese“*¹⁵ anhängen, d.h. Studien, die mit Verweis auf den Gleichheitsgrundsatz Diskriminierung, Unterdrückung und Opferrolle von Frauen thematisierten, häufig aus, dass Frau-

en innerhalb ihrer (engen) Handlungsspielräume durchaus gestaltend eingriffen und somit auch in einer männerzentrierten Welt auf eine von ihnen selbst bestimmte Weise ‚funktionierten‘.¹⁶ So lässt sich für die frühe historische Frauenforschung, die Frauen als Heldinnen oder Opfer ‚hinzuzufügen‘ suchte, resümieren, dass zwar ein neues Thema aufgetan war: die Geschichte der Frauen. Der androzentrische Charakter zahlreicher historischer Kategorien wurde hingegen kaum hinterfragt.¹⁷

Exkurs: Feminismus und Frauengeschichte

Ein Grund für diese aus heutiger Perspektive beinahe naiv anmutenden Herangehensweisen mag gewesen sein, dass ein beachtlicher Teil dieser frühen Studien von einem feministischen Impetus getragen wurde, der Parteilichkeit, Betroffenheit und Subjektivität zu methodischen Postulaten erhob und eine enge Bindung an die politische Praxis der Frauenbewegung anstrebte.¹⁸ Das Konstrukt einer überzeitlichen kollektiven Frauen-Identität sollte mit historischem Material unterfüttert werden und der damaligen Frauenbewegung ideologischen Rückhalt geben.¹⁹ Diese

¹¹ Gerda Lerner differenziert die hier als „Ergänzungsansatz“ zusammengefassten Tendenzen auch als „kompensatorischen“ und „kontributorischen“ Ansatz, wobei die kompensatorische Frauengeschichtsschreibung versucht, ‚bedeutenden‘ Männern ‚bedeutende‘ Frauen an die Seite zu stellen, während die kontributorische Frauengeschichtsschreibung darauf zielt, den Beitrag von Frauen in allen Lebensbereichen sichtbar zu machen. Vgl. Gerda Lerner: Welchen Platz nehmen Frauen in der Geschichte ein? Alte Definitionen und neue Aufgaben. In: Elisabeth List/Herlinda Studer (Hrsg.): Denkvhältnisse. Feminismus und Kritik. Frankfurt am Main 1989, S. 334-352. Bea Lundt wiederum bezeichnet diese Phase der Frauengeschichte als „additive Phase“. Vgl. Bea Lundt: Frauen- und Geschlechtergeschichte. In: Hans-Jürgen Goertz (Hrsg.): Grundkurs Geschichte. Reinbek bei Hamburg 1998, S. 579-597, hier S. 581.

¹² Diese Entwicklung wird für die USA z.B. von Gerda Lerner (Frauen finden ihre Vergangenheit, S. 39-49) aufgezeigt und für Deutschland resümiert von Karin Hartewig: Neue Forschungen zur Frauen- und Geschlechtergeschichte. In: Archiv für Sozialgeschichte. 35. Band (1995), S. 419-444, hier S. 424f.

¹³ Vgl. Scott, Von der Frauen- zur Geschlechtergeschichte, S. 41.

¹⁴ Rosenberger, Women's History, S. 193

¹⁵ Die Begrifflichkeit „Repressionsthese“ findet sich beispielsweise bei Opitz, Um-Ordnungen der Geschlechter, S. 203.

¹⁶ Vgl. Lerner, Frauen finden ihre Vergangenheit, S. 27, S. 144 und Uta C. Schmidt: Wohin mit ‚unserer gemeinsamen Betroffenheit‘ im Blick auf die Geschichte? Eine kritische Auseinandersetzung mit methodischen Postulaten der feministischen Wissenschaftsperspektive. In: Ursula A. J. Becher/Jörn Riisen (Hrsg.): Weiblichkeit in geschichtlicher Perspektive. Fallstudien und Reflexionen

zu Grundproblemen der historischen Frauenforschung. Frankfurt am Main 1988, S. 502-516, hier S. 509. Kritik an der Opferrolle wurde auch im deutschsprachigen Raum bereits früh geübt, z.B. im von Claudia Honegger und Bettina Heintz herausgegebenen Sammelband „Listen der Ohnmacht“ (Zur Sozialgeschichte weiblicher Widerstandsformen. Frankfurt am Main 1981) und 1983 bei Christina Thürmer-Rohr (Der Chor der Opfer ist verstummt. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis. 7. Jg./Nr. 11 [1984], S. 71-84), die sich mit BDM-Aktivistinnen und KZ-Wächterinnen befasst hatte. Vgl. resümierend Griesebner, Feministische Geschichtswissenschaft, S. 77f.

¹⁷ Vgl. auch Gisela Bock: Historische Frauenforschung: Fragestellungen und Perspektiven. In: Karin Hausen (Hrsg.): Frauen suchen ihre Geschichte. Historische Studien zum 19. und 20. Jahrhundert. München: C.H. Beck 21987, S. 24-62, hier S. 29 und Gerda Lerner, Unterschiede zwischen Frauen neu gefaßt, S. 73.

¹⁸ Vgl. die stark rezipierten Postulate von Maria Mies: Methodische Postulate zur Frauenforschung, dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis. 7. Jg./Nr. 11 (1984), S. 7-25 und dies.: Frauenforschung und feministische Forschung. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis. 7. Jg./Nr. 11 (1984), S. 40-60.

¹⁹ Vgl. zur Entwicklung dieses Prozesses Cornelia Behnke und Michael Meuser: Geschlechterforschung und qualitative Methoden. Opladen 1999, S. 19-29. Vgl. zu kritischen Bewertung dieses Prozesses Rosenberger, Women's History, S. 199f. und Uta C. Schmidt: Für eine disziplinäre Matrix feministischer perspektivierter Geschichtswissenschaft. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften. 6. Jg./Nr. 2 (1995), S. 237-255, hier S. 243.

Zielvorgabe bedeutete jedoch für die feministisch inspirierte Geschichtsschreibung ein Dilemma, denn ihre Arbeiten setzen sich der Kritik aus, eher der politischen Legitimation als der historischen Spurensuche zu dienen, nicht objektiv, sondern letztlich unwissenschaftlich zu sein.

Eine lebhafte wissenschaftliche Debatte über Methoden und Perspektiven der (Frauen-) Geschichte wies schließlich Wege zur Weiterentwicklung einer dezidiert feministischen Geschichtsforschung,²⁰ als deren Leitfaden das Interesse an der Frauenbefreiung gelten kann.²¹ Folgt man dem Resümee Jörn RÜSENS, dann kristallisierten sich zwei zentrale Punkte heraus, wie sich aus der Standpunktbezogenheit der feministischen Geschichtsschreibung Erkenntnispotenziale ergeben können: erstens durch die Klärung des erkenntnisleitenden Interesses bei zweitens gleichzeitiger Einhaltung der Regeln der historischen Methode:²² „Standpunkte ermöglichen Perspektiven, und Perspektiven erschließen (über Fragen) Erfahrungen der Vergangenheit; insofern ist Parteilichkeit konstitutiv für Erkenntnis. [...] Wissenschaftliche Objektivität besteht nicht darin, [...] Standpunkte und Interessen aus dem Erkenntnisprozess zu eliminieren, – das würde nur zu einer Verdrängung führen, die das Verdrängte um so wirkungsvoller macht, als es nicht mehr kognitiv und methodisch kontrolliert werden kann. Objektivität besteht vielmehr darin, daß und wie standpunktabhängige und normengeleitete historische Perspektiven explizit entworfen und begründet werden.“²³

RÜSEN sah demnach in der Explizierung feministischer Standpunkte v.a. eine Chance, das Reflexionsniveau von (frauengeschichtlicher) Forschung zu heben.

Was die methodischen Neuerungen anbelangt, so war es Anliegen einer feministischen Geschichtswissenschaft, die Lebenszusammenhänge und Erfahrungen von Frauen entlang ihrer eigenen Relevanzkriterien zu erheben, was im Rahmen eines gleichberechtigten kommunikativen Aus-

tauschs zwischen Forscherin und Beforschter erfolgen sollte. In der Folge wurden – neben ‚privaten‘ Quellen wie Tagebüchern und Briefen – ‚qualitative‘ Verfahren und ‚offene‘ Methoden bevorzugt, v.a. narrative Interviews.²⁴ RÜSEN weist allerdings darauf hin, dass der Einsatz ‚neuer‘ Quellen die historische Methode in ihrer systematischen Einheit von Heuristik, Quellenkritik und Interpretation nicht tatsächlich in Frage stellt. Vielmehr setze eine reflektierte feministische Geschichtsforschung gerade beim methodischen Regulativ der Quellenkritik an, indem sie nicht nur Aussagekraft ihrer ‚neuen‘ Quellen kritisch prüfe, sondern darüber hinaus aufzeige, inwieweit traditionelle Studien ihren eigenen quellenkritischen Ansprüchen nicht gerecht werden – wenn sie nämlich ignorieren, dass Aussagen und Tatsachen großenteils geschlechtsbedingt zustande kommen.²⁵

Festhalten möchte ich hier zweierlei: Zum einen bedeutet eine feministische Perspektivierung keinesfalls eine perspektivische und methodische Einschränkung, sondern – bei entsprechender Explizierung, Kontextualisierung und damit Entideologisierung – eine Öffnung für neue Erkenntnis und ein Korrektiv zur Neubewertung bestehender Erkenntnisse. Zum anderen ist eine feministische Perspektivierung nicht zwingend an die Aufarbeitung der Geschichte von Frauen gebunden, sondern kann gleichermaßen in anderen Forschungsfeldern der Geschichtswissenschaft zum Tragen kommen.

Frauengeschichte: Kritische Fraueneigengeschichte

Mit dem Explizieren eigener Standpunkte und Perspektiven ging die Infragestellung etablierter Geschichtsdeutungen einher. Letzterem widmete sich eine Richtung der Frauengeschichte, die ich hier als „kritische Fraueneigengeschichte“ zusammenfassen möchte. Untersu-

²⁰ Vgl. resümierend Behnke/Meuser, *Geschlechterforschung*, S. 30-38 und Opitz, *Um-Ordnungen der Geschlechter*, S. 28. Vgl. zur Dokumentation der Debatten Becher/Rüsen, *Weiblichkeit in geschichtlicher Perspektive*.

²¹ Vgl. Herta Nagl-Docekal: *Feministische Geschichtswissenschaft*. In: *L'Homme*. 1. Jg./Nr. 1 (1990), S. 7-18, hier S. 18.

²² Ähnlich argumentiert auch Uta C. Schmidt, wenn sie sich für eine „methodisch geregelte Parteilichkeit“ ausspricht (Für eine disziplinäre Matrix feministisch perspektivierter Geschichtswissenschaft, S. 241).

²³ Jörn Rüsen: ‚Schöne‘ Parteilichkeit. Feminismus und Objektivität in der Geschichtswissenschaft. In: Becher/Rüsen, *Weiblichkeit in geschichtlicher Perspektive*, S. 517-

542, hier S. 523 und S. 532.

²⁴ Vgl. resümierend Eva Blimlinger und Ela Hornung: *Feministische Methodendiskussion in der Geschichtswissenschaft*. In: Johanna Gehmacher/Maria Mesner (Hrsg.): *Frauen und Geschlechtergeschichte. Positionen/Perspektiven*. Innsbruck u.a. 2003, S. 127-142, hier S. 130f., wobei diese Methodendiskussion stark inspiriert war von Lerner, *Welchen Platz nehmen Frauen in der Geschichte ein?* S. 339.

²⁵ Vgl. Rüsen, *Schöne Parteilichkeit*, S. 531f. Rüsen kritisiert hier v.a., dass ein Großteil der Aussagen über weibliche Lebenszusammenhänge im Hinblick auf die Vergangenheit von Männern getätigt wurde und dies oft nicht kritisch hinterfragt wurde.

chungen mit diesem Ansatz hinterfragen, ob etablierte Deutungsmuster (z.B. Fortschritt-Rückschritt),²⁶ soziale Kategorisierungen (z.B. nach Ständen oder Schichten) sowie Periodisierungen der Allgemeingeschichte tatsächlich hilfreich sind, wenn es darum geht, die Lebensverhältnisse und Handlungsräume von Frauen zu beschreiben. Denn Phasen des ‚Fortschritts‘ konnten sich für Frauen auch ganz anders darstellen. Beispielsweise konnten sich Fortschritte auf dem Wege zur Demokratie (so die Etablierung rechtsstaatlicher Prinzipien und deren Kodifizierung in Verfassungen bzw. Gesetzen) für Frauen durchaus ‚rück-schrittlich‘ auswirken (z.B. durch den expliziten Ausschluss von politischen Rechten).²⁷ Abhängig von ‚anderen‘ Konstanten, die sich v.a. auf den Bereich der Reproduktion beziehen (z.B. Möglichkeiten der Familienplanung) und jenseits der traditionellen historischen Epochen das Leben von Frauen formten, werden neue Kategorien und Zeiteinteilungen gefordert, die grundlegend für die ‚andere‘ Geschichte der Frau werden sollen.²⁸

Frauengeschichte: Fraueneigen-geschichte mit Fokus Frauenkulturen

Gesellschaften bildeten in der Vergangenheit nicht nur Sphären heraus, die primär Frauen zugeteilt wurden, sondern Frauen gestalteten diese Sphären auch aktiv zu Räumen mit einer spezifischen Frauenkultur. Und damit bin ich bei einer zweiten Richtung der Fraueneigen-geschichte, der Erforschung dieser Frauenkulturen – verstanden als Beziehungsgeflechte zwischen Frauen, innerhalb derer eigenständig Interessen, Normen

und Interpretationsmuster entwickelt wurden.²⁹ Schon mit Blick auf die Kommunikations-geschichte lässt sich dieser Ansatz beispielsweise bei Ulla WISCHERMANN nachweisen, die sich mit den (Teil-)Öffentlichkeiten rund um die erste deutsche Frauenbewegung beschäftigte. Dabei zeigt sie auf, welche enorme Bedeutung personale Netzwerke und ‚private‘ Kommunikationsformen für die Herausbildung einer Gruppenidentität, das Artikulieren politischer Ziele und schließlich für das Aufrechterhalten des gesamten Kommunikationsgefüges der Bewegung entwickelten.³⁰

Resümierend lässt sich für die Frauengeschichte festhalten, dass sie viel zur Spurensicherung beitragen konnte und v.a. deutlich gemacht hat, dass die mangelnde Präsenz von Frauen in den historiographischen Darstellungen nicht der Quellenlage, sondern den bislang angelegten Perspektiven geschuldet ist.³¹ Doch birgt die Konzentration auf die ‚andere‘ Geschichte der Frauen auch Gefahren. So wichtig es ist, spezifisch weibliche Erfahrungen, Alltagspraktiken und Handlungsräume zu erforschen und in adäquate Kategorien zu fassen, so problematisch wäre es, Frauen als eigenes Thema innerhalb der Geschichtswissenschaft zu isolieren und eine Unabhängigkeit der Frauengeschichte von der Männer-, Sozial-, Alltags-, Kultur- und Universalgeschichte zu postulieren.³²

Geschlechtergeschichte

Als ein zentraler Orientierungspunkt zur Verortung der Frauengeschichte bot sich zunächst die Männergeschichte an. Erst unter Einbeziehung der sozialen Platzierung von Män-

²⁶ Das Deutungsmuster „Fortschritt“ ist eng verbunden mit der Modernisierungstheorie, die vielen Geschichtsdarstellungen als Interpretationsrahmen zugrunde liegt. Vgl. zur Kritik an der Modernisierungstheorie und ihrer zuweilen nicht explizierten Anwendung Hunt, *Challenge of Gender*, S. 82-97.

²⁷ Siehe zu weiteren Beispielen Joan Kelly-Gadol: *Soziale Beziehungen der Geschlechter. Methodische Implikationen einer feministischen Geschichtsbetrachtung*. In: Barbara Scheffel-Hegel/Barbara Watson-Franke (Hrsg.): *Männer Mythos Wissenschaft. Grundlagentexte zur feministischen Wissenschaftskritik*. Pfaffenweiler 1989, S. 15-32, hier S. 18f.

²⁸ Vgl. ebd., S. 19f. Kelly-Gadol thematisiert aber zugleich die Problematik von Periodisierungen, die an die Reproduktion gekoppelt sind. Sie liegt ihrer Meinung nach darin, „daß die psychosexuelle Entwicklung und die Familienstrukturen von den allgemeinen sozialen Veränderungen ausgegrenzt oder die kausalen Zusammenhänge völlig verkehrt werden.“ (S. 20). Beispiele für Fraueneigen-geschichten, die gängige Periodisierungen modifizieren, sind zwei auch auf Deutsch

veröffentlichte Werke: die von den Franzosen George Duby und Michelle Perrot herausgegebene fünf-bändige „Geschichte der Frauen“ (Frankfurt am Main/New York 1993-1995) und Bonnie Andersons und Judith Zinssers zunächst in den USA veröffentlichte Monographie „Eine eigene Geschichte. Frauenleben in Europa“ (2 Bände. Frankfurt am Main 1995).

²⁹ Vgl. Scott, *Von der Frauen- zur Geschlechtergeschichte*, S. 43.

³⁰ Vgl. Ulla Wischermann: *Frauenbewegungen und Öffentlichkeiten um 1900. Netzwerke, Gegen-öffentlichkeiten, Protestinszenierungen*. Königstein/Taunus 2003.

³¹ Vgl. Giesebner, *Feministische Geschichtswissenschaft*, S. 89.

³² Vgl. Scott, *Von der Frauen- zur Geschlechtergeschichte*, S. 44. Diese Problematik einer Fraueneigen-geschichte wurde schon früh von Vertreterinnen der Frauen- und Geschlechtergeschichte thematisiert, so z.B. 1976 von Natalie Zemon Davis: ‚Women’s History‘ in Transition. *The European Case*. In: *Feminist Studies* 3 (1976), S. 83-103.

nen und ihrer Handlungsräume konnte das Verhältnis der Geschlechter untereinander, ihre vielfältigen Beziehungen, aber auch die Diskurse über das Geschlechterverhältnis in den Blick genommen werden. Wo wird Gender – das soziale oder kulturelle Geschlecht – greifbar und wirkungsmächtig? Das ist die Frage, der die Geschlechtergeschichte primär nachgeht. Dabei lassen sich grob drei Richtungen unterscheiden: erstens ein dekonstruktivistischer Ansatz, der v.a. untersucht, wie und wo Gender diskursiv hergestellt wird, zweitens akteursorientierte Ansätze, die auf die gesellschaftlichen sowie individuellen Lebenswirklichkeiten fokussieren, sowie drittens integrative Ansätze, die beide Herangehensweisen zu synthetisieren trachten.

Geschlechtergeschichte: radikaler Dekonstruktivismus

Die dekonstruktivistische oder auch post-strukturalistische Geschlechtergeschichte ist eng mit Joan W. SCOTT verbunden, die mit ihrem 1986 erschienen Aufsatz „Gender: A Useful Category of Historical Analysis“ den „linguistic turn“ in der Geschlechtergeschichte einleitete und eine lang anhaltende wissenschaftstheoretische Debatte auslöste.³³ Ziel der dekonstruktivistischen Geschlechterforschung ist es, die Konstruktionsprozesse der Geschlechterdifferenz sichtbar zu machen, wobei nicht primär solche Forschungsgegenstände in den Fokus genommen werden, die offensichtlich geschlechterbestimmt sind (weil sie an Personen mit biologischem Geschlecht gebunden sind). Vielmehr interessiert die Frage, wie Geschlecht unsere gesamte – vermeintlich geschlechtsfreie – Umwelt durchzieht, inwieweit also Geschlecht Teil der symbolischen, politischen und sozialen Ordnung ist und Hierarchien und Machtverhältnisse markiert. „*Gender is a primary way of signifying relationships of power*“, resümierte SCOTT bereits 1986.³⁴ Damit war die Reichweite der Kategorie

Geschlecht enorm ausgeweitet und die Diskursanalyse avancierte zur bevorzugten Methode. Denn sie versprach die Konstruktionsprozesse der Geschlechterdifferenz sichtbar zu machen, d.h. aufzudecken, wie kulturelle Symbole, normative Konzepte (die vorgeben, wie Symbole zu lesen sind), soziale Institutionen und Organisationen, aber auch Alltagspraktiken und Identitätsangebote in Diskursen bipolar konzipiert, hierarchisiert und geschlechtlich attribuiert werden.³⁵ In dieser auf Sprache fokussierten Sichtweise sind Herrschaftsverhältnisse v.a. die Folge von Definitionsmacht, d.h. der Dominanz über kulturelle Symbole und Repräsentationsformen.³⁶ Menschliche Erfahrungen, Handlungen und Beziehungen geraten dabei allerdings aus dem Blick bzw. wurden einer ‚Diskursivierung‘ unterzogen.³⁷ Dies geschah v.a. mit dem Argument, dass selbst diejenigen Bereiche, die am engsten an das menschliche Innenleben gebunden sind, nämlich Erlebens- und Erfahrungsweisen, nicht als ‚authentisch‘ zu begreifen seien, sondern auch als Interpretationen, die erst durch die Versprachlichung bzw. Diskurse geformt und zugänglich gemacht würden.³⁸

Der ‚Diskursivierung‘ fielen neben der Erfahrung noch weitere zentrale Zielpunkte historischer Analyse zum Opfer, wobei Judith BUTLERS Dekonstruktion von Identität (und damit verbunden Handlungsfähigkeit und Subjekthaftigkeit) wegweisend wurde.³⁹ Die Existenz einer ‚eigenen‘, prädiskursiven Identität sei – so BUTLER – eine Fiktion. Die menschliche Identität bestehe nicht vor und unabhängig von den dominanten Diskursen, sondern werde durch sie – vorrangig als Geschlechtsidentität – dem einzelnen ‚eingeschrieben‘.⁴⁰ Damit ist gemeint, dass die Ursprünge der menschlichen Handlungen nicht in individuellen Identitäten zu suchen seien, sondern auf sog. diskursiv vorgegebenen ‚Handlungsskripts‘ basierten, die von Menschen dann ‚performiert‘ würden. Identität entstehe durch die stilisierte Wiederholung dieser

³³ Vgl. aktuell z.B. Ulrike Strasser: Jenseits von Essentialismus und Dekonstruktion. Feministische Geschichtswissenschaft nach der Linguistischen Wende. In: L’Homme. 11. Jg./Nr. 1 (2000), S. 124-129; Claudia Opitz: Gender – eine unverzichtbare Kategorie der historischen Analyse. Zur Rezeption von Joan W. Scotts Studien in Deutschland, Österreich und der Schweiz. In: Claudia Honegger/Caroline Arni (Hrsg.): Gender – die Tücken einer Kategorie. Zürich 2001, S. 95-119; Marguërite Bos/Bettina Vincenz/Tanja Wirz (Hrsg.): Alles nur Diskurs? Zur Verwendung des Erfahrungsbegriffs in der Geschlechtergeschichte. Zürich 2004.

³⁴ Scott, Gender: A Useful Category of Historical Analysis,

S. 1067.

³⁵ Ebd., S. 1067-1069.

³⁶ Vgl. Opitz, Um-Ordnungen der Geschlechter, S. 63.

³⁷ Vgl. Ute Daniel: Erfahrung – (k)ein Thema der Geschichtstheorie? In: L’Homme. 11. Jg./Nr. 1 (2000), S. 120-123.

³⁸ Vgl. Joan W. Scott: The Evidence of Experience. In: Critical Inquiry. 17. Jg./Nr. 4 (1991), S. 773-797, S. 777-780.

³⁹ Vgl. Judith Butler: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main 1991.

⁴⁰ Vgl. ebd., S. 205, S. 211.

Skripts.⁴¹ Es interessieren – um es salopp zu formulieren – nur die vollendeten Taten, nicht die Täter oder Täterinnen.⁴²

Geschlechtergeschichte: Akteursorientierte Ansätze

Die radikale dekonstruktivistische Auffassung, die Geschlecht vorrangig als Diskurskategorie im historischen Prozess der Zeichenverwendung und Bedeutungskonstitution zu untersuchen sucht, hat heftigen Widerspruch herbeigeführt.⁴³ Laura Lee DOWNS überschrieb eine Replik auf Joan Scott mit den Worten: „If ‚Woman‘ is just an empty category, then why am I afraid to walk alone at night?“⁴⁴ und betonte damit, dass Gender nicht nur Diskurse durchzieht, sondern auch gelebt wird. Deshalb sei es auch in Erfahrungen aufzuspüren und durchziehe als „Doing Gender“ zudem Alltagspraktiken und Handlungen.⁴⁵ Der Fokus auf „Experience“ und „Agency“ prägt eine Richtung der Geschlechtergeschichte, die ich hier als akteursorientierte Herangehensweise zusammenfassen will. Sie weist eine bemerkenswerte Affinität zur Alltags- und Sozialgeschichte auf, fordert aber über diese hinausgehend, in der Geschichte Frauen als Frauen und Männer als Männer sichtbar zu machen – mit all ihren unterschiedlichen Lebenswirklichkeiten und Handlungsspielräumen, Erfahrungen und unterschiedlichen Platzierungen. Dieser Ansatz ist durchaus radikal, denn – so Karin HARTEWIG – „er zieht die Idee einer Universalgeschichte noch nachdrücklicher in Zweifel durch den Anspruch, nicht nur die Frauen, sondern auch die Männer in der Geschichte sichtbar

zu machen und danach zu fragen, wie das Verhältnis der Geschlechter die Kohäsion und das Funktionieren von Gesellschaften bestimmt.“⁴⁶

Diese Form einer akteursorientierten Geschlechtergeschichte hat aber nicht nur kritisches Potenzial hinsichtlich der Allgemeingeschichte, sondern ist auch in der Lage, die Bedeutung von Geschlecht selbst in Frage zu stellen. Denn die vertiefte Untersuchung von Handlungs(spiel)räumen und sozialer Platzierung hat verdeutlicht, welche Grenzen neben dem Geschlecht von großer Relevanz sind. Neben Klasse/Stand und Ethnie waren dies v.a. Alter und Zivilstand, Nationalität und Religionszugehörigkeit. Diese Kategorien relativieren bzw. brechen die Bedeutung von Geschlecht. So ist es bezeichnenderweise ein Ergebnis der Geschlechtergeschichte, dass in ständischen Gesellschaften Geschlecht eine deutlich geringere strukturierende Kraft besaß als im bürgerlichen Zeitalter.⁴⁷

Geschlechtergeschichte: Integrative Ansätze

Resümierend lässt sich feststellen, dass die Debatte um Perspektiven der Geschlechtergeschichte keineswegs beendet ist. Allerdings werden Diskurs und Erfahrung nicht mehr als Gegensätze konzipiert.⁴⁸ Dass Erfahrung nur in versprachlichter Form historisch bearbeitet werden kann, ist inzwischen ebenso anerkannt wie das Zusammenspiel von Diskurs und Subjekt. Damit ist gemeint, dass Personen – „concrete historical women“⁴⁹ in den Worten Mary POOVEYS – sowohl an der Formung von Diskursen beteiligt

⁴¹ Vgl. Judith Butler: Performative Acts and Gender Constitution. An Essay in Phenomenology and Feminist Theory. In: Sue-Ellen Case (Hrsg.): *Performing Feminism*. Second Edition. Baltimore/London 1990, S. 270-282.

Vgl. zur Zusammenfassung historisch relevanter Aspekte von Butlers Dekonstruktivismus Griesebner, *Feministische Geschichtswissenschaft*, S. 136f.

⁴² Butler selbst schreibt: „Meine These ist dagegen, daß es keinen ‚Täter hinter der Tat gibt‘, sondern daß der Täter in unbeständiger, veränderlicher Form erst in und durch die Tat hervorgebracht wird.“ (Unbehagen der Geschlechter, S. 209). Es sei hier am Rande bemerkt, dass die deutsche Geschichtswissenschaft die ‚linguistische Wende‘ nur bedingt mit vollzogen hat, was wohl damit erklärt werden kann, dass es Unbehagen bereitet, Phänomene der deutschen Geschichte wie beispielsweise den Holocaust lediglich als Repräsentation von Taten (ohne Täter) zu erfassen. Vgl. hierzu auch Hartewig, *Neue Forschungen zur Frauen- und Geschlechtergeschichte*, S. 439.

⁴³ Vgl. zur kritischen Aufnahme des ‚linguistic turn‘ die Darstellungen von Kathleen Canning: *Feminist History after the Linguistic Turn: Historicizing Discourse and Experience*. In: *Signs*. 19. Jg./Nr. 2 (1994), S. 368-404;

Elizabeth A. Clark: *The Lady Vanishes. Dilemmas of a Feminist Historian after the ‚Linguistic Turn‘*. In: *Church History*. 67. Jg./Nr. 1 (1998), S. 1-31 und Strasser, *Jenseits von Essentialismus und Dekonstruktion*.

⁴⁴ Laura Lee Downs: *If ‚Woman‘ is Just an Empty Category, Then Why Am I Afraid to Walk Alone at Night? Identity Politics Meets the Postmodern Subject*. In: *Comparative Studies in Society and History*. 35. Jg./Nr. 2 (1993), S. 414-437.

⁴⁵ Vgl. Candace West/Don H. Zimmerman: *Doing Gender*. In: Judith Lorber/Susan A. Farrell (Hrsg.): *The Social Construction of Gender*. Second Edition. Newury Park/London/New Delhi 1991, S. 13-37.

⁴⁶ Hartewig, *Neue Forschungen zur Frauen- und Geschlechtergeschichte*, S. 438.

⁴⁷ Vgl. Heide Wunder: *‚Er ist die Sonn‘, sie ist der Mond‘. Frauen in der frühen Neuzeit*. München 1992, S. 264.

⁴⁸ Vgl. z.B. Mary Poovey: *Feminism and Deconstruction*. In: *Feminist Studies*. 14. Jg./Nr. 1 (1988), S. 51-65 und aktuell Kathleen Canning: *Problematische Dichotomien. Erfahrung zwischen Materialität und Narrativität*. In: *Historische Anthropologie*. 10. Jg./Nr. 2 (2002), S. 163-182.

⁴⁹ Poovey, *Feminism and Deconstruction*, S. 62.

sind als auch an deren (eigensinnigen und ggf. widerständigen) Aneignung.⁵⁰

Inzwischen wird ein kreativer Eklektizismus praktiziert, der versucht, Perspektiven und Analysekatégorien unterschiedlicher Ansätze zu kombinieren. Als Zusammenspiel von Diskurs und Erfahrung hat beispielsweise Gunilla-Friederike BUDDÉ die Entstehung der sog. Frauenfrage in Deutschland interpretiert, die im letzten Drittel des 19. Jahrhundert v.a. als Sorge um die Zukunft der unverheiratet gebliebenen Töchter des Bürgertums artikuliert wurde. Entgegen den öffentlichen Bekundungen war die Zahl dieser Frauen kaum gestiegen, so dass auch die an dieses diskursiv entstandene Problem gekoppelte Frauenfrage letztlich als Ergebnis eines Diskurses anzusehen ist. Allerdings spiegelte dieser Diskurs insofern neue Erfahrungen wider, als veränderte sozioökonomische Bedingungen dem Bürgertum das „Mitdurchziehen“ lediger Verwandter erschwerte. Mit einer sinkenden Akzeptanz konfrontiert, strebten die betroffenen Frauen nach einer Verbesserung von Ausbildungs- und Erwerbschancen – nicht zuletzt mit Hilfe der Frauenbewegung als Sprachrohr ihrer Interessen. Ein Prozess der Neudefinition der Frauenrolle war eingeleitet, an dem aber alle Betroffenen Teil hatten. Das Wechselspiel von Diskurs auf der einen Seite und Erfahrungen, Handlungspraxis und Identität auf der anderen Seite machte Frauenfrage und Frauenbewegung demnach erst möglich.⁵¹

Eher im Bereich der Quellenkritik ist eine weitere integrative Herangehensweise anzusiedeln, die literaturwissenschaftlich inspiriert ist und sich mit der narrativen Struktur von Quellen, aber auch von geschichtswissenschaftlichen Darstellungen befasst.⁵² Untersucht wird, ob bestimmte narrative Muster, die beim Verfassen der Quelle weit verbreitet waren, übernommen wurden. Denn mit Hilfe des Narrativen wird das ‚Unfassbare‘ in den Horizont des Denkbaren einge-

passt.⁵³ Dabei interessieren aus historischer Perspektive im Besonderen stereotype Erzählmuster (weil hier die Glättung von vergangenen Wirklichkeiten naheliegt) oder auffällige Abweichungen, die ggf. auf den Einsatz von Figuren als Metaphern schließen lassen. Beispielsweise schließt CLARK in ihrer Analyse frühchristlicher Texte aus ungewöhnlich positiven Frauenbeschreibungen eher auf einen metaphorischen Einsatz von Frauenfiguren (z.B. als Weisheit) als auf einen tatsächlichen Machtzuwachs für Frauen.⁵⁴ Diese Herangehensweise ist zwar diskursanalytisch inspiriert, weil sie ebenfalls analysiert, wie mit Sprache Bedeutung konstituiert wird. Doch fokussiert sie dabei stärker auf die Form als auf Inhalte, indem sie die quellenimmanenten narrativen Funktionen mit berücksichtigt. Und im Unterschied zu rein dekonstruktivistisch angelegten Forschungen interessiert hier gerade das Verhältnis zwischen den narrativierten Diskursen und den Erfahrungen konkreter historischer Personen.

2. Plädoyer für eine geschlechter-sensible Kommunikations-geschichte

Wie lassen sich nun alle diese Perspektiven der Frauen- und Geschlechtergeschichten produktiv in der Kommunikationsgeschichte einsetzen? Dies will ich im Folgenden anhand der Berufsgeschichte des Journalismus illustrieren, weil deren Standardwerke suggerieren, Frauen hätten bis in die 1920er Jahre auf diesem Arbeitsfeld eine quantität negligeable dargestellt.⁵⁵

Journalismus als Beruf aus frauen-geschichtlicher Perspektive

Eine frauengeschichtliche Herangehensweise legt die Untersuchung des Journalismus als Frauenbe-

⁵⁰ Vgl. resümierend Opitz, Um-Ordnungen der Geschlechter, S. 118f.

⁵¹ Vgl. Gunilla-Friederike Budde: Das Geschlecht der Geschichte. In: Thomas Mergel/Thomas Welskopp (Hrsg.): Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. München 1997, S. 125-150, hier S. 132.

⁵² Vgl. exemplarisch Canning, Problematische Dichotomien, sowie Clark, The Lady Vanishes, und Angelika Epple, Historiographieggeschichte als Diskursanalyse und Analytik der Macht. Eine Neubestimmung der Geschichtsschreibung unter den Bedingungen der Geschlechtergeschichte. In: L'homme. 15. Jg./Nr. 1 (2004), S. 77-96.

⁵³ So z.B. Trouillot in seiner Analyse der Narrativierung der Haitianischen Revolution von 1790. Vgl. Michel-Rolph

Trouillot: Silencing the Past. Power and the Production of History. Boston/Mass. 1997.

⁵⁴ Vgl. Clark, The Lady Vanishes, S. 30.

⁵⁵ In der kollektivbiographischen Studie von Kurt Brunöhlers, die sich der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts widmete, findet sich keine einzige Frauenbiographie (Die Redakteure der mittleren und größeren Zeitungen im heutigen Reichsgebiet von 1800 bis 1848. Bottrop 1933). Auch bei Rolf Engelsing (Massenpublikum und Journalistentum im 19. Jahrhundert in Nordwestdeutschland. Berlin 1966) lassen sich keine nennenswerten Hinweise auf weibliche Journalisten ausmachen. Bei Jörg Requate, der zur Beschreibung des Journalistenberufs im gesamten 19. Jahrhundert immerhin 781 Journalisten-Biographien auswertete, fanden gerade einmal drei Frauen

ruf nahe. Dabei konzentrieren sich Studien, die dem *Ergänzungsansatz* folgen, darauf, Frauen aufzuspüren, die in der Vergangenheit journalistisch tätig waren, um sie ihren männlichen Kollegen an die Seite zu stellen. Dies ist in biographischen Arbeiten über exponierte Journalistinnen,⁵⁶ aber auch in Form von Werkdokumentationen⁵⁷ bereits vereinzelt geschehen, wenngleich in diesen Darstellungen Auswirkungen von unterschiedlichen Handlungsspielräumen, gesellschaftlichen Platzierungen und Geschlechterdiskursen selten im Vordergrund stehen. Diese Kritik soll aber keinesfalls den Wert solcher Abhandlungen schmälern, denn das ‚Hinzufügen‘ von Journalistinnen stellt einen ersten wichtigen Schritt zur Rekonstruktion einer verschütteten Vergangenheit dar.

Ebenso wenig sollte es als ‚naiv‘ abgetan werden, wenn sich Arbeiten zur Journalismusgeschichte mit der Diskriminierung von Journalistinnen beschäftigen. So sind nicht nur hinsichtlich der Bezahlung Benachteiligungen nachweisbar,⁵⁸ sondern auch hinsichtlich des Berufszugangs. Die „Lex Otto“ – ein sächsisches Pressegesetz, das 1851 die unliebsame „Frauen-Zeitung“ von Louise Otto-Peters zum Schweigen bringen sollte und deshalb Frauen generell von Leitungspositionen im Journalismus ausschloss – hatte durchaus noch weitere Auswirkungen auf die Publikationsmöglichkeiten von Frauen.⁵⁹

Festzuhalten ist, dass die frühen Arbeiten über ‚verschüttete‘ Journalistinnen und Diskriminierungsphänomene die Materialbasis dafür geschaffen haben, eine Fraueneigengeschichte des Journalismus zu konzipieren, die bestehende Peri-

odisierungen, etablierte Deutungen und bevorzugte Kategorisierungen der Journalismusgeschichte modifiziert. Eine historische Journalismusforschung in der Tradition der *kritischen Fraueneigengeschichte* würde sich z.B. die Frage stellen, ob die v.a. in Forschungen zum 19. und 20. Jahrhundert vielfach praktizierte Gleichsetzung von Redakteuren und Journalisten den Blick auf den weiblichen Anteil am Journalismus verstellt.

Konsultiert man beispielsweise Jörg REQUATES Standardwerk zur Berufsgeschichte des Journalismus im 19. Jahrhundert, dann müsste man auf einen Frauenanteil von weniger als einem halben Prozent schließen. Denn unter den 781 untersuchten Journalisten fanden sich gerade einmal drei Frauen.⁶⁰ Versucht man hingegen, mit Hilfe von Sophie PATAKYS „Lexikon der Feder“ (1898)⁶¹ die Zahl derjenigen Frauen zu erfassen, die damals auch (aber meist nicht ausschließlich) für Periodika schrieben, dann kommt man für das ausgehende 19. Jahrhundert auf über 1.000 Frauen.⁶² Diese Diskrepanz lässt sich relativ schnell mit den Stichprobenkriterien REQUATES erklären. In seiner Studie wurden überproportional solche Journalisten berücksichtigt, die dem bürgerlichen Milieu entstammten, bei größeren Tageszeitungen der ‚Gesinnungspresse‘ arbeiteten und v.a. angestellt waren. Ohne die Verdienste der Requatschen Studie schmälern zu wollen, sollte die Frage aufgeworfen werden, inwieweit diese Gruppe die damals journalistisch Tätigen tatsächlich repräsentiert. Johannes RAABE und Markus BEHMER haben in ihren Ausführungen zur Sozialität des Journalistenstandes des 19. Jahrhunderts bereits kritisch angemerkt, dass freie Journalisten

Aufnahme in die Stichprobe (Journalismus als Beruf. Entstehung und Entwicklung des Journalistenberufs im 19. Jahrhundert. Göttingen 1995). Und Thomas Enke schließlich, dessen Studie sich auf Berliner Zeitungen von 1878 bis 1914 bezieht, konnte ebenfalls nur drei Frauen nachweisen, die neben 521 Männern in Berliner Redaktionen arbeiteten (Die Presse Berlins in der Statistik des Königlichen Polizeipräsidiums (II). Eine Bestandsaufnahme zur Entwicklung der Tageszeitungen in der Reichshauptstadt zwischen 1878 und 1913/14. In: Theorie und Praxis des sozialistischen Journalismus. 16. Jg./Nr. 1 [1988]. S. 34-42, hier S. 40f.).

⁵⁶ Bei den biographischen Arbeiten handelt es sich häufig um Qualifikationsarbeiten, die i.d.R. unveröffentlicht bleiben. Vgl. exemplarisch die inzwischen etwas veraltete Bibliographie von Jutta Röser: Frauen-Medien-Forschung. Graue Literatur 1980-1992. Eine kommentierte Bibliographie. Münster 1993.

⁵⁷ Hier sind exemplarisch die „Meisterwerke des modernen Journalismus“ zu nennen, in denen sich zahlreiche Beiträge von Frauen finden. Vgl. Wolfgang R. Langenbacher (Hrsg.): Sensationen des Alltags. Meisterwerke des modernen Journalismus. München 1992.

⁵⁸ Vgl. Elisabeth Klaus: Aufstieg zwischen Nährkränzchen und Männerkloster. Geschlechterkonstruktionen im Journalismus. In: Johanna Dorer/Brigitte Geiger (Hrsg.): Feministische Kommunikations- und Medienwissenschaft. Ansätze, Befunde und Perspektiven der aktuellen Entwicklung. Wiesbaden 2002, S. 170-190, hier S. 173.

⁵⁹ Vgl. Ulla Wischermann: Frauenpublizistik und Journalismus. Vom Vormärz bis zur Revolution von 1848. Weinheim 1998, S. 108-112.

⁶⁰ Vgl. Requate, Journalismus als Beruf, S. 136 und S. 150.

⁶¹ Sophie Pataky (Hrsg.): Lexikon deutscher Frauen der Feder. Eine Zusammenstellung der seit dem Jahre 1840 erschienenen Werke weiblicher Autoren nebst Biographien der lebenden und einem Verzeichnis der Pseudonyme. (Nachdruck der Ausgabe Berlin 1898), Pforzheim 1987.

⁶² Ein genauere Analyse der hinsichtlich beruflicher Platzierung und Sozialität von Journalistinnen um 1900, die überwiegend auf der Auswertung des Lexikons „Frauen der Feder“ beruht, wird demnächst zugänglich sein. Vgl. Susanne Kinnebrock: Schreiben für die (politische) Öffentlichkeit – Frauen im Journalismus um 1900. In: Caroline Bland/Elisa Müller-Adams (Hrsg.): Frauen und der literarische Markt 1780-1918. Bielefeld 2007.

und Verleger-Redakteure nicht erfasst wurden und damit die Problematik thematisiert, dass nur Journalisten im Angestelltenstatus berücksichtigt wurden. Darüber hinaus gaben sie zu bedenken, dass mit der Konzentration auf die Gesinnungspresse diejenigen, die für andere Medien arbeiteten, aus dem Blick gerieten, also zum einen diejenigen Journalisten und Journalistinnen, die überwiegend kleine Heimatzeitungen, massenattraktive Generalanzeiger und sozialdemokratische Parteizeitungen belieferten,⁶³ zum andern solche, die für den großen und vielgestaltigen Markt der Zeitschriften arbeiteten. Aus Genderperspektive ist v.a. das Ausblenden der MitarbeiterInnen und RedakteurInnen von Zeitschriften problematisch. Denn die bei PATAKY dokumentierten Lebensläufe weisen ebenso wie die Ergebnisse einer Journalistinnen-Enquête aus dem Jahr 1905⁶⁴ darauf hin, dass die „Frauen der Feder“ in großem Maße für Zeitschriften der Unterhaltungs- und Frauenpresse geschrieben haben.

Eine Journalismusgeschichte in der Tradition der kritischen Fraueneigengeschichte würde deshalb die Einwände von RAABE und BEHMER aufnehmen und weiterführen, indem sie die Kategorie „angestellter Redakteur“ grundsätzlich in Frage stellt. Zwar ist diese auch heute etablierte Kategorie insofern praktikabel, als sie ein eindeutiges Kriterium zur Identifikation von Journalisten und Journalistinnen liefert: den Arbeitsvertrag. Unter Gender-Gesichtspunkten ist es jedoch höchst problematisch, ein Angestelltenverhältnis zum Kriterium des Journalistenstatus zu machen. Denn im 19. Jahrhundert galt die außerhäusliche Erwerbsarbeit just in dem Milieu, dem die meisten Journalisten und Journalistinnen entstammten, dem (Bildungs-)Bürgertum, als ehrenrührig. Außerhäusliche Erwerbsarbeit wurde deshalb gemieden und allenfalls in Form von Heimarbeit betrieben.⁶⁵ Vieles deutet darauf hin, dass Frauen auch ihre journalistische Tätigkeit verheimlichten, indem sie ihren Männern – d.h. Ehemännern, Vätern, Söhnen und Brüdern – unauffällig zur Hand gingen oder als freie Mitarbeiterinnen

Artikel einsandten, die von der Außenwelt unbenutzt am heimischen Schreibtisch entstanden waren.⁶⁶ Die Konzentration auf angestellte Redakteure verstellt jedoch den Blick auf solche Formen der journalistischen Tätigkeit, wurden sie nun von Frauen oder Männern ausgeübt. Und dies erscheint mir umso problematischer, als es sich beim Journalismus im 19. Jahrhundert noch nicht um einen eindeutig konturierten Beruf handelt, sondern um ein sich noch formierendes und ausdifferenzierendes Arbeitsfeld, das vielfältige Betätigungsmöglichkeiten bot.

Eine kritische Fraueneigengeschichte des Journalismus würde zudem die gängige Periodisierung hinterfragen. So ist hinsichtlich der Integration von Frauen in den Journalismus Paul Dieter BAUMERTS Differenzierung zwischen den Phasen des präjournalistischen, korrespondierenden, schriftstellerischen und redaktionellen Journalismus nicht allzu produktiv.⁶⁷ Legte man diese Phasen zugrunde, dann läge das Ergebnis nahe, mit ein paar Frauenzeitschriften in der Phase des schriftstellerischen Journalismus habe sich das Thema Frau in der Journalismusgeschichte weitgehend erledigt – zumindest bis in die 1920er Jahre hinein.

Stellt man hingegen Fragen nach Rekrutierungsmustern, nach Ausschlusskriterien, nach Handlungsspielräumen und Platzierungen im Journalismus, lassen sich für Frauen abweichende Perioden bilden.⁶⁸ Beispielsweise ergaben sich neue Handlungsräume für Frauen, wenn sie im Kontext einer neuen sozialen Bewegung – v.a. der Frauen- und Arbeiterbewegung – publizistisch tätig wurden. In der Bewegungspresse eröffneten sich nicht nur vielen Frauenrechtlerinnen Betätigungsfelder, sondern ebenso Sozialdemokratinnen. Nicht ohne Grund dürfte eine der ersten, vielleicht sogar die erste Chefredakteurin einer deutschen Zeitung Rosa Luxemburg gewesen sein, die 1898 zwei Monate lang die in Dresden beheimatete „Sächsische Arbeiterzeitung“ leitete. Weitere Einstiegsmöglichkeiten in den Journalismus ergaben sich in der Weimarer Republik, als

⁶³ Vgl. Johannes Raabe/Markus Behmer: Sozialer Wandel und die Sozialität von Medienakteuren. Journalistische Medien und ihre Akteure im Prozess gesellschaftlicher und medialer Ausdifferenzierung. In: Markus Behmer/Friedrich Krotz/Rudolf Stöber (Hrsg.): Medienentwicklung und gesellschaftlicher Wandel. Beiträge zu einer theoretischen und empirischen Herausforderung. Wiesbaden 2003, S. 253-272.

⁶⁴ Vgl. Eliza Ichenhäuser: Die Journalistik als Frauenberuf. Berlin/Leipzig 1905.

⁶⁵ Vgl. Budde, Das Geschlecht der Geschichte, S. 135.

⁶⁶ Vgl. resümierend Susanne Kinnebrock: Frauen und Männer im Journalismus. Eine historische Betrachtung.

In: Martina Thiele (Hrsg.): Konkurrierende Wirklichkeiten. Wilfried Scharf zum 60. Geburtstag. Göttingen 2005, S. 101-132, hier S. 123.

⁶⁷ Vgl. Paul Dieter Baumert: Die Entstehung des deutschen Journalismus. Eine sozialgeschichtliche Studie. München/Leipzig 1928. Zum Rückgriff auf diese Periodisierung vgl. aktuell Heinz Pürer/Johannes Raabe. Zur Berufsgeschichte des Journalismus. In: Irene Neverla/Elke Grittmann/Monika Pater (Hrsg.): Grundlagentexte der Journalistik. Konstanz 2002, S. 408-416.

⁶⁸ Vgl. ausführlicher Kinnebrock, Männer und Frauen im Journalismus, S. 106ff.

die außerhäusliche Erwerbsarbeit allmählich auf mehr Akzeptanz stieß, und im II. Weltkrieg, als Frauen quasi als Reservistinnen für ihre männlichen Kollegen an der Front aktiviert wurden.⁶⁹ Eine Berufsgeschichte von Frauen im Journalismus ist also zuweilen von ‚anderen‘ Kontexten abhängig und sollte an ‚anderen‘ Maßstäben gemessen werden.⁷⁰ Zudem dürften Kritikanstöße, die zunächst einer frauengeschichtlichen Perspektive entspringen, den Blick auf Defizite lenken, die weit über die Frauengeschichte hinaus Konsequenzen haben wie beispielsweise die bereits erwähnte Problematisierung der Gleichsetzung von Journalist und Redakteur. Eine Erweiterung etablierter Begriffe scheint also ange raten, mit der aber auch die Entgrenzung dessen, was als Journalismus anzusehen ist, einhergeht.⁷¹

Die dritte Richtung der Frauengeschichte beschäftigt sich mit den Spezifika von *Frauenkulturen*. Diese Herangehensweise ließe sich im Kontext der Berufsgeschichte v.a. auf Journalistinnen-Clubs und Frauenredaktionen übertragen, was in der US-amerikanischen Forschung auch bereits geschehen ist.⁷² Im deutschsprachigen Raum entstanden reine Frauenredaktionen v.a. im Zusammenhang mit Frauenbewegungs- und Frauenberufszeitschriften. Und hier könnte die Frage aufgeworfen werden, ob sich innerhalb von Frauenredaktionen ‚andere‘, geschlechtsspezifische Kommunikationsstile herausbildeten – sei es in Bezug auf die Kolleginnen, aber auch die Leserinnen. Beispielsweise finden sich in den Zeitschriften der Frauenbewegung des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts viele Leserbriefe und Artikel von Leserinnen, die nicht nur auf einen intensiven Austausch zwischen Redaktionen und Leserinnen in Sachfragen hindeuten, sondern auch zuweilen sehr persönlich gehalten waren. So beendete eine heute unbekannte Frauenrechtlerin ihre kritische Replik zu

den Aufgaben der Stimmrechtsbewegung mit den Worten: „So könnte ich Euch noch vieles sagen, Euch vielwissenden und wohlweisen L.G. Heymann und Genossen, die Ihr schon so männlich geworden seid, daß man von Eurem weiblichen Herzen nichts mehr merkt ...“⁷³ Solche ungewöhnlichen Passagen lassen sich unterschiedlich deuten. Gemessen an den gängigen Maßstäben eines (Informations-)Journalismus, mögen solche Artikel äußerst ‚unprofessionell‘ wirken. Doch sollten sie nicht ausschließlich im Kontext professioneller, aber letztlich von Männern geprägten Qualitätsstandards analysiert und bewertet werden. Denn vielleicht handelt es sich hierbei um Hinweise auf eine Kommunikationsform, die Teil einer spezifischen Frauenkultur war und das Persönliche und das Sachliche eng miteinander verband.⁷⁴ Susan HENRY regte diesbezüglich an, nicht nur zu untersuchen, inwieweit sich innerhalb von Frauenkulturen ein weiblicher Journalismus ausprägte, sondern auch wie sich dies auf die Journalis musentwicklung im Ganzen auswirkte.⁷⁵ Damit forderte sie – bereits geschlechtergeschichtlich orientiert – eine Rückbindung der ‚Frauengeschichte des Journalismus‘ an die ‚Allgemeine Journalismusgeschichte‘.

Journalismus als Beruf aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive

Eine *dekonstruktivistisch* angelegte Forschung würde die Diskurse über Journalismus anvisieren und darin geschlechtsbedingte Polarisierungen und Hierarchisierungen offenlegen. Dabei ließen sich sowohl mediale, aber auch fachwissenschaftliche Debatten über den Journalismus als Diskurse analysieren. Vielversprechend erscheint v.a. die Untersuchung solcher fachwissenschaftlichen Werke, die die Notwendigkeit einer neuen Fachdisziplin mit der Formierung

⁶⁹ Vgl. zur Verpflichtung von Journalistinnen im II. Weltkrieg Michaela Lindinger, die für das Jahr 1945 in einzelnen Landesverbänden des Reichsverbandes der Deutschen Presse auf österreichischem Gebiet einen Frauenanteil von bis zu 27 Prozent nachweisen konnte: „Geistige Strumpfstickerei“. Situation und Funktion der Journalistinnen im nationalsozialistischen Österreich (1938-1945). In: *medien & zeit* 10. Jg./Nr. 3 (1995), S. 20-27, hier S. 23.

⁷⁰ Zu diesem Resümee kommt mit Bezug auf die US-amerikanische Journalismusgeschichte auch Maurine Beasley: *Recent Directions for the Study of Women's History in American Journalism*. In: *Journalism Studies*. 2. Jg./Nr. 2 (2001), S. 197-220, hier S. 208.

⁷¹ Vgl. ebd., S. 208f. und zur Kritik am engen Begriff des Journalisten S. 213 sowie Margret Lünenborg: *Journalismus als kultureller Prozess. Zur Bedeutung von Journalismus in der Mediengesellschaft*. Wiesbaden 2005,

S. 214-219.

⁷² Vgl. ebd., S. 213-216.

⁷³ Clara Heinemann: *Nur – Frauenstimmrecht?* In: *Frauenstimmrecht*. 2. Jg./Nr. 5 (August 1913), S. 100-101, hier S. 101. Damit war in erster Linie die ‚Macherin‘ der Zeitschrift „Frauenstimmrecht“, Lida Gustava Heymann, angesprochen. Vgl. zu den Hintergründen dieses Falls Susanne Kinnebrock: *Anita Augspurg (1857-1943). Feministin und Pazifistin zwischen Journalismus und Politik*. Herbolzheim 2005, S. 349f.

⁷⁴ Vgl. dazu auch die Typologie zu Kommunikations- und Interaktionsformen der Frauenbewegungen um 1900 von Wischermann, *Frauenbewegungen und Öffentlichkeiten*, S. 268f.

⁷⁵ Vgl. Susan Henry: *Changing Media History through Women's History*. In: Pamela Creedon (Hrsg.): *Women in Mass Communication*. Second Edition. Newbury Park u.a. 1993, S. 341-362, hier S. 351.

eines ‚neuen‘ gesellschaftlichen Phänomens, des Journalismus, zu begründen suchten. Denn das Neue wird i.d.R. vom Alten abgegrenzt, und dabei dürfte die Grenzziehung zwischen Journalismus als ‚neuem‘ und Schriftstellerei als ‚altem‘ Schreibberuf im Zweifelsfall mit Hilfe von Dualismen erfolgt sein (z.B. Kommerz/Kunst, Information/Unterhaltung, Periodikum/Buch, Fakt/Fiktion und Aktualität/Zeitlosigkeit). Dualismen wiederum sind häufig geschlechtlich überformt, so dass eine Konzipierung des Journalismus und der Schriftstellerei entlang der Polarität Mann/Frau zu erwarten ist. Obgleich diese Thesen noch bearbeitet werden müssen, lässt sich in frühen zeitungswissenschaftlichen Abhandlungen klar ausmachen, dass das Schreiben im politischen Journalismus männlich attribuiert wurde – schließlich ging es ja vermeintlich nur darum, harte Fakten sachlich darzustellen. Frauen dagegen wurde eine gewisse ästhetische und kommunikative Kompetenz zugestanden, die sie für gefälliges, aber nicht allzu tiefeschürfendes Schreiben im Feuilleton oder zur Schriftstellerei zu befähigen schien. *„Die Gabe, auch mit der Feder anmutig und obenhin zu plaudern, ist ihnen oftmals angeboren.“*⁷⁶ So fasste Jakob Julius David schon 1906 dieses weit verbreitete, oftmals essentialisierte und im wissenschaftlichen Diskurs der 1930er Jahre immer wieder repetierte Klischee zusammen.⁷⁷ Eine gründliche Dekonstruktion dieser Klischees steht aber nach wie vor aus.

Eine *akteursorientierte* geschlechterperspektivierte Journalismusgeschichte würde sich hingegen vorrangig für die Frage interessieren, welche Rolle es spielte, ein männlicher oder weiblicher Journalist zu sein. Wie unterschieden sich die Berufserfahrungen und Praktiken, die Handlungsspielräume und Platzierungen? Wann und wo agierten männliche Journalisten als Männer und weibliche als Frauen? Bezogen sie ihr Handeln aufeinander? Welche Rolle spielte Gender (mit all seinen Folgen) für das Funktionieren des Journalismus?

Die Antworten auf diese Fragen stehen für den

deutschen Sprachraum weitgehend aus. Und selbst in den Vereinigten Staaten, wo eine beachtliche Zahl an frauen- und geschlechterperspektivierten Studien zur Journalismusgeschichte entstanden ist, kommt dieser Ansatz, der das „Doing Gender“ beider Geschlechter ins Auge fasst, nur selten zur Anwendung.⁷⁸ Dies ist insofern verwunderlich, als Ergebnisse von frauen(eigen)geschichtlichen Untersuchungen, v.a. Biographien, durchaus Ansatzpunkte liefern, worauf eine Analyse der differentiellen Erfahrungen und gegenseitigen Beziehungen fokussieren könnte. Folgt man z.B. Susan HENRY, dann hat das vergleichsweise neue Wissen um die Wichtigkeit von familiären Beziehungen und sozialen Netzwerken im Berufsalltag von US-amerikanischen Journalistinnen die Aufmerksamkeit der Forschung auf die Formen und die Relevanz der sozialen Einbindung männlicher Journalisten gelenkt – mit der Folge, dass das in der US-amerikanischen Journalismusgeschichte gern repetierte Bild des autonom agierenden Journalisten langsam verblasst.⁷⁹

Zudem sollte nicht unterschätzt werden, dass die akteursorientierte Berufsgeschichte mit der Oral History eine Methode zur Generierung zusätzlicher Quellen einsetzen kann. Soweit die Phase der Nachkriegszeit bearbeitet wird, lassen sich damit geschlechterdifferente Berufserfahrungen und Praktiken, aber auch soziale Beziehungsgeflechte rekonstruieren. Wann und inwieweit sich Journalisten und Journalistinnen aufgrund ihres Geschlechts an einen bestimmten Platz verwiesen fühlten, wann und wie sie ihr Geschlecht im Berufsalltag einsetzten oder verbargen und inwieweit Berufsbeziehungen auch Geschlechterbeziehungen waren, all dies ließe sich aus biographischen Interviews herauslesen. Und parallel könnten die Bedeutungen anderer Kategorien (z.B. Schicht, Milieu und Bildung) und ihres Verhältnisses zum Geschlecht aufgezeigt werden.

Integrative Ansätze schließlich würden versuchen, das Erleben und Handeln im Berufsalltag mit den Diskursen über den Journalismus abzugleichen.

⁷⁶ Jakob Julius David: Die Zeitung. Frankfurt am Main 1906, S. 96.

⁷⁷ Vgl. zum wissenschaftlichen Diskurs z.B. Otto Groth: Die Zeitung: ein System der Zeitungskunde (Journalistik). Viertes Band, Mannheim/Berlin/Leipzig 1930, S. 71-74.; Emil Dovifat: Die Frau in der politischen Zeitungsarbeit. Gegenwartslage und Zukunftshoffnungen. In: Mitteilungen des Reichsfrauenbeirats der Deutschen Zentrumspartei. 6. Jg./Nr. 4 (1931), S. 117f. (dokumentiert in: Fritz Hausjell: Die Journalistinnen.

Urteile von Zeitgenossen. In: medien & zeit. 2. Jg./Nr. 1 [1987], S. 22-33) und Adolf Dresler: Die Frau im Journalismus. München 1936, S. 8.

⁷⁸ Vgl. die Bibliographie von Catherine C. Mitchell: Bibliography Scholarship on Women Working in Journalism. In: American Journalism. 7. Jg./Nr. 4 (1990), S. 33-38 sowie Beasley, Recent Directions for the Study of Women's Journalism in American History, S. 212.

⁷⁹ Vgl. Henry, Changing Media History though Women's History, S. 347 und S. 354f.

Dabei dürfte v.a. die Untersuchung derjenigen Bereiche aufschlussreich sein, in denen Diskurs und Alltagspraxis diametral gegenüberstanden. Wie konnte man als Frau v.a. im politischen Journalismus bestehen, obgleich zentrale Berufsnormen wie Objektivität männlich belegt waren?⁸⁰ Oder wie gingen Männer damit um, in weiblich konnotierten Journalismusbereichen tätig zu sein? Und welche Anstrengungen wurden unternommen, um Diskurs und Berufswirklichkeit in Einklang zu bringen? Bisherige Studien haben sich diesen Fragen allenfalls ansatzweise genähert, wenn sie z.B. die Rechtfertigungsstrategien solcher Journalistinnen des ausgehenden 18. Jahrhunderts untersuchten, die als Herausgeberinnen von Frauenzeitschriften in die männlich konzipierte öffentliche Sphäre getreten waren.⁸¹ Auch hier liegt also noch ein großes Forschungsgebiet brach, wobei Biographien ein Weg sein könnten, die (widerständige) Aneignung oder Weiter-schreibung von Diskursen zu verfolgen.⁸² Was die vergleichsweise neue Richtung der Geschlechtergeschichte anbelangt, die narrative Strukturen in Quellen und Geschichtsdarstellungen untersucht, so sind mir bislang für den deutschsprachigen Raum keine Studien mit Bezug auf die Journalismusgeschichte bekannt. Dies ist aber insofern nicht verwunderlich, als

dieser Ansatz auch innerhalb der Geschlechtergeschichte vergleichsweise neu ist und bislang bevorzugt zur Dekonstruktion der (geschlechterbestimmten) „Meistererzählungen“ (Metanarratives) der Geschichtswissenschaft herangezogen wurde.⁸³ Ob sich auf dem vergleichsweise kleinen Feld der Journalismusgeschichte ebenfalls Meistererzählungen etabliert haben und inwieweit diese geschlechterbestimmt sind, muss derzeit noch als offene Frage gelten.

Journalismusgeschichte ist nur ein Bereich der Kommunikationsgeschichte, und die Liste an Fragen, die eine frauen- und geschlechtergeschichtliche Perspektivierung anstoßen könnte, ließe sich mit Blick auf andere Felder der Kommunikationsgeschichte noch um einiges erweitern.⁸⁴ Ein kurzes Fazit sollte deshalb lauten: Viele Fragen, wenig Antworten. Wolfgang R. LANGENBUCHERS Diktum: „Kommunikationsgeschichte endlich schreiben!“⁸⁵ hat also nach wie vor Gültigkeit. Aber: keine Kommunikationsgeschichte mehr, die von der symbolischen und praktischen Bedeutung geschlechtsspezifischer Ordnungsmuster absieht; mithin eine, die durchaus „besonderen“ Folgen erwähnt, die von Strukturen, Machtverhältnissen oder Institutionen auf Frauen bzw. Männer ausgehen.⁸⁶

Susanne KINNEBROCK (1966)

Dr. phil., ist wissenschaftliche Assistentin am Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung der Ludwig-Maximilians-Universität München und Habilitandin an der Universität Erfurt. Forschungsschwerpunkte: deutsche Kommunikationsgeschichte von der Kaiserzeit bis zum Nationalsozialismus, Frauen und Öffentlichkeit, Narrativität im Journalismus, E-Learning.

Aktuelle Buchpublikationen: Susanne Kinnebrock (2005): Anita Augspurg (1957-1943). Feministin und Pazifistin zwischen Journalismus und Politik. Eine kommunikationshistorische Biographie; William Uricchio/Susanne Kinnebrock (Ed.) (2006): Media Cultures. Heidelberg: Universitätsverlag Winter. Kontakt: kinnebrock@web.de

⁸⁰ Zur Konstruktion von Objektivität als männlich vgl. Beasley, Recent Directions for the Study of Women's History in American Journalism, S. 211.

⁸¹ Vgl. exemplarisch Helga Brandes: Das Frauenzimmer-Journal. Zur Herausbildung einer journalistischen Gattung im 18. Jahrhundert. In: Dies. (Hrsg.): Deutsche Literatur von Frauen. Band 1. Vom Mittelalter bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. München 1988, S. 452-468, hier S. 464-468; Britta-Angela Kirstein: Marianne Ehrmann. Publizistin und Herausgeberin im ausgehenden 18. Jahrhundert. Wiesbaden 1997; Ulrike Weckel: Zwischen Häuslichkeit und Öffentlichkeit. Die ersten deutschen Frauenzeitschriften im späten 18. Jahrhundert und ihr Publikum. Tübingen 1998.

⁸² Vgl. Beasley, Recent Directions for the Study of Women's History in American Journalism, S. 211f.

⁸³ Innerhalb der Geschichtswissenschaft dauert die Debatte

um die narrative Konturiertheit von Geschichtsdarstellungen aber bereits länger an. Vgl. überblickshaft Georg G. Iggers: Geschichtstheorie zwischen postmoderner Philosophie und geschichtswissenschaftlicher Praxis. In: Geschichte und Gesellschaft. 26. Jg./Nr. 2 (2000), S. 335-346.

⁸⁴ Vgl. auch Nicole Kinsky: Auf dem Weg zu einer feministischen Kommunikationsgeschichte. In: medien & zeit. 10. Jg./Nr. 1 (1995), S. 12-18.

⁸⁵ Vgl. Wolfgang R. Langenbucher: Ein Plädoyer, Kommunikationsgeschichte endlich zu schreiben. In: medien&zeit 2. Jg./Nr. 3 (1987), S. 13-16.

⁸⁶ Hier ist ein Zitat Ute Daniels abgewandelt, die diese Forderung für die Allgemeine Geschichte aufgestellt hat. Vgl. Ute Daniel: Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter. 4., verbesserte und ergänzte Auflage. Frankfurt 2004, S. 325.

Kulturgeschichte des Kommunizierens

Konjunktionen, Konjunktoren und Konnektivitäten

Rainer Gries

I. Beziehungsprobleme – Bestandsaufnahme

„Was ist Kulturgeschichte?“ Und wie lässt sich ein *tertium comparationis* von kommunikations- und kulturgeschichtlichen Fragestellungen beschreiben und problematisieren? Auch neueste Publikationen zur Kulturgeschichte vermögen darauf keine Antwort zu geben: In der 2005 erschienenen Bestandsaufnahme zur Entwicklung der so genannten Neuen Kulturgeschichte aus der Feder eines Doyens dieser Forschungsrichtung, des Historikers Peter Burke aus Cambridge, findet sich überraschenderweise kein Kapitel, keine einzige explizite Aussage, die einen Zusammenhang zwischen Kommunikations- und Kulturgeschichte herstellt. Eine ‚Kultur der Sinne‘ und eine ‚Kultur der Wahrnehmung‘ werden zwar zitiert, Interdependenzen zwischen ‚Kommunikation‘ und ‚Kultur‘ bleiben jedoch unerwähnt.¹ Das gilt auch für ein mehrfach neu aufgelegtes Standardwerk, für das „Kompendium Kulturgeschichte“ der deutschen Historikerin Ute Daniel: der Begriff „Kommunikation“ oder die Vokabel „Kommunikationsgeschichte“ spielen dort keine Rolle.² Diese beiden Bücher bilden keine Ausnahme.³

Wie kommt das? Müssen wir darin eine womöglich strukturell begründete disziplinäre Distanz sehen? Ist die Kommunikationsgeschichte aus der Sicht der allgemeinen Geschichte derart randständig, dass sie erst gar nicht bedenkens- oder erwähnenswert erscheint?

Das mutet unwahrscheinlich an, denn vor allem diejenigen Subdisziplinen der Historie, die sich mit der Geschichte der Neuzeit bis hin zur Zeitgeschichte befassen, widmeten sich in den letzten zehn Jahren vermehrt Fragen kommunikations- und mediengeschichtlichen Zuschnittes. Vielleicht steht das auffällige Schweigen im Gegenteil mit der Nähe der einen disziplinären Matrix zur anderen in Verbindung: Sind die beiden Paradigmen Kommunikation und Kultur womöglich so eng miteinander verwoben, dass der Kulturhistoriker glaubt, bei dieser Konjunktion auf eine Problematisierung und auf analytische Trennschärfe verzichten zu können?

Und vice versa: In dem mittlerweile in der dritten Auflage vorliegenden Standardwerk „Kultur – Medien – Macht“, herausgegeben von den Kommunikationswissenschaftlern Andreas Hepp und Rainer Winter,⁴ finden sich eigens Überlegungen zu Problemen der Cultural Studies aus politikwissenschaftlicher Sicht⁵ sowie aus sprachwissenschaftlicher Perspektive⁶ – nicht jedoch aus dem Blickwinkel der Kommunikations- und Medienhistorie. Und in der Bilanz von Matthias Karmasin und Carsten Winter: „Kulturwissenschaft als Kommunikationswissenschaft“ aus dem Jahr 2003 findet sich kein einziger Beitrag, der die Konjunktion Kommunikation–Kultur aus historischer Sicht problematisiert.⁷ Wenn schon die beiden Paradigmen ‚Kultur‘ und ‚Kommunikation‘ im Sinne des Kommunikationswissenschaftlers Friedrich Krotz kein „glückliches Paar“ abgeben,⁸ so scheint die Dreierbeziehung ‚Kultur‘,

¹ Peter Burke: Was ist Kulturgeschichte? Frankfurt am Main 2005.

² Ute Daniel: Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter, Frankfurt am Main 2001.

³ Ansatzweise findet sich diese Problemstellung in dem Band von Christina Lutter/Margit Szöllösi-Janze/Heidemarie Uhl (Hrsg.) wieder: Kulturgeschichte. Fragestellungen – Konzepte – Annäherungen, Innsbruck/Wien/München/Bozen 2004, darin zum Beispiel der Beitrag von Marion G. Müller: „Der liebe Gott steckt im ‚Dazwischen‘“? Kulturgeschichte als problemorientierte Bildwissenschaft, S. 177-189.

⁴ Andreas Hepp/Rainer Winter (Hrsg.): Kultur – Medien – Macht. Cultural Studies und Medienanalyse, 3. überarbeitete und erweiterte Auflage, Wiesbaden 2006.

⁵ Von Andreas Dörner.

⁶ Von Jannis Androutsopoulos.

⁷ Matthias Karmasin/Carsten Winter (Hrsg.): Kulturwissenschaft als Kommunikationswissenschaft. Projekte, Probleme und Perspektiven, Wiesbaden 2003.

⁸ Deren Beziehungsprobleme erörtert Friedrich Krotz: Kommunikationswissenschaft, Kulturwissenschaft: Glückliches Paar oder Mesalliance? In: Karmasin/Winter, Kulturwissenschaft als Kommunikationswissenschaft, S. 21-48.

‚Kommunikation‘ und ‚Geschichte‘ gänzlich missraten zu sein – oder aber im Verborgenen zu blühen.

Warum wird seitens der Geschichtswissenschaft eine Militärgeschichte als Kulturgeschichte durchaus anerkennend wahrgenommen, warum bekommt ein Werk, das versucht, Wirtschaftsgeschichte und Kulturgeschichte zusammen zu denken,⁹ große Aufmerksamkeit und sogar einen Wissenschaftspreis, warum werden Versuche, eine Politikgeschichte aus kulturgeschichtlicher Perspektive zu konzeptionieren,¹⁰ mittlerweile nahezu als Selbstverständlichkeit hingenommen – während die Konjunktion Kommunikationsgeschichte–Kulturgeschichte weder seitens der Geschichtswissenschaft noch seitens der Kommunikationswissenschaft explizit und nennenswert thematisiert wird?¹¹ Ein Grund dafür mag darin liegen, dass deren heutige Mutterdisziplinen, mithin die Sozialwissenschaft hier und die Geisteswissenschaft dort, unterschiedliche Traditionen repräsentieren und daher vielfach auf unterschiedliche methodische Axiome und Instrumente zurückgreifen. Das fördert nicht gerade den Dialog; zwischen diesen beiden wissenschaftlichen Zugriffen verläuft überdies in der Regel eine Fakultätsgrenze: Solch akademische Demarkationslinien können bekanntlich schier unüberwindbare Hürden darstellen. Aus diesen ersten Befunden, genauer: aus diesen Fehlanzeigen, lässt sich gleichwohl eine leise Hoffnung auf eine funktionsfähige Interdisziplinarität ableiten. Die Vision nämlich, dass eben gerade eine Verbindung von kommunikations- und kulturgeschichtlichen Zugriffen eine Brücke zwischen den beiden Wissenschaftsparadigmen zu bilden vermag.¹² Es sind gerade kulturgeschichtliche Fragestellungen, welche die Chance eröffnen, fruchtbare Grenzgänge und damit Begegnungen der Disziplinen zu initiieren. Schließlich ist die Kulturgeschichte selbst ja ein Sprössling, ein Produkt der Begegnung unterschiedlicher Disziplinen.

⁹ Hartmut Berghoff/Jakob Vogel (Hrsg.): *Wirtschaftsgeschichte als Kulturgeschichte. Dimensionen eines Perspektivenwechsels*, Frankfurt am Main 2004.

¹⁰ Siehe dazu den Beitrag von Thomas Mergel: *Überlegungen zu einer Kulturgeschichte der Politik*. In: *Geschichte und Gesellschaft* 28 (2002), S. 574-606.

¹¹ In diesem Sinne fordern auch Frank Bösch und Norbert Frei „einen Perspektivenwechsel hin zu den Fragestellungen einer erneuerten Politik- und Kulturgeschichte.“ In dies.: *Die Ambivalenz der Medialisierung. Eine Einführung*. In: dies. (Hrsg.): *Medialisierung und Demokratie im 20. Jahrhundert*, Göttingen 2006, S. 7-23, S. 15.

II. Konstituenten von Kommunikationskultur

Kultur & Kommunikation

Der Friedrichshafener Kommunikationswissenschaftler Marian Adolf fasst das symbiotische Verhältnis von Kultur und Kommunikation ebenso grundlegend wie präzise zusammen:

- „Kultur beruht auf Kommunikation, weil der Mensch die Welt immer nur über Sprache sinnvoll erfahren kann. (...) Die Art und Weise, wie wir über gesellschaftlich geteilte Signifikationsysteme (...) und -praxen Bedeutungen austauschen, modifizieren und erschaffen, ist bereits ein kulturelles Phänomen.“
- „Kommunikation basiert auf Kultur, die ein Sinn- beziehungsweise Bedeutungspotential darstellt, welches intersubjektiven Austausch erst ermöglicht. Das *Symbolische* ist die Erscheinungsform von Kultur. Kultur bildet also das Reservoir des kommunikativen Austausches.“¹³ In diesem Sinne: „(Medien-) Kommunikation ist in dieser Perspektive also nicht nur Austausch von Informationen, sondern basaler und komplexer symbolischer Prozess, durch den Realität im Hinblick auf Kultur erzeugt, aufrechterhalten, korrigiert und weiterentwickelt wird.“¹⁴

Von daher gilt, was der Kommunikationswissenschaftler Friedrich Krotz von der Kommunikationswissenschaft einfordert: „Die sozialwissenschaftlich orientierte Kommunikationswissenschaft (...) hat sich in den letzten Jahrzehnten viel zu sehr auf einen zu engen Kommunikationsbegriff konzentriert und diskutiert immer noch über die Frage, ob es außer dem Kernbereich der öffentlichen Kommunikation und seiner Bedeutung für die Formen des menschlichen Zusammenlebens tatsächlich noch andere, gleichwertige Fragen für sie geben kann.“¹⁵

¹² Akzeptanz und Reaktanz in Bezug auf Cultural Studies in der Medien- und Kommunikationswissenschaft dokumentiert Lothar Mikos: *Cultural Studies im deutschsprachigen Raum*, Hepp/Winter, *Kultur – Medien – Macht*, S. 177-192.

¹³ Marian Adolf: *Die unverstandene Kultur. Perspektiven einer Kritischen Theorie der Mediengesellschaft*, Bielefeld 2006, S. 38.

¹⁴ Krotz, *Kommunikationswissenschaft, Kulturwissenschaft*, S. 29-30.

¹⁵ Friedrich Krotz: *Gesellschaftliches Subjekt und Kommunikative Identität: Zum Menschenbild von Cultural Studies und Symbolischen Interaktionismus*, in: Hepp/Winter, *Kultur – Medien – Macht*, S. 125-138, S. 127.

Die aus der Zeitungswissenschaft hervorgegangene Kommunikationswissenschaft und auch das Programm der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft sieht im Fokus des Fachs die Aufklärung indirekter, durch Massenmedien vermittelter, öffentlicher Kommunikation. Die damit verbundenen Produktions-, Verarbeitungs- und Rezeptionsprozesse bilden in der Tat bis heute den Mittelpunkt des Fachinteresses. Demzufolge genießen im Fach die klassischen Medien besondere Aufmerksamkeit. Der „reinen interpersonalen Kommunikation“ wird als Basisphänomen und gewöhnlich höchstens insoweit Beachtung geschenkt, als diese an öffentliche Kommunikationsprozesse gebunden ist.

Der Import von kulturhistorischen (und kulturwissenschaftlichen) Perspektiven dürfte ein solcher Art eingeschränktes Selbstbild des Faches „Kommunikationswissenschaft“ mit der Zeit grundlegend verändern: Einerseits durch die Erweiterung des gängigen Medienverständnisses – und andererseits durch die Erweiterung des gültigen Verständnisses von Kommunikation. Die kollektive Stiftung von Sinn geschieht kommunikativ – allerdings durchaus nicht nur durch die Vermittlung von Botschaften durch klassische Medien: Das Fach wird künftig anerkennen müssen, dass persuasive Kommunikationsformen wie politische Propaganda und Wirtschaftswerbung einen erheblichen Anteil an der Kommunikation von Bedeutungs- und Sinnstrukturen von Kollekti-

ven in modernen Gesellschaften haben.¹⁶ Und dass auch diese Kommunikationen durchaus nicht nur monolithisch und monologisch zu verstehen sind, sondern dass auch die Botschafts-Offerten, welche persuasive Kommunikationen anbieten, von ihrer jeweiligen Klientel angeeignet, in ihre Lebenshorizonte eingeordnet und mit eigensinnigen Bedeutungen aufgeladen werden. Zu „neuen“ Medien einer so verstandenen Kommunikationskultur avancierten im Laufe des 20. Jahrhunderts beispielsweise die Markenprodukte: Via Produktkommunikation verständigen sich spätestens seit Mitte des vergangenen Jahrhunderts ganze Gesellschaften, Gruppen und Generationen.¹⁷ Und selbst die politische Propaganda im 20. Jahrhundert generierte regelrechte Nutzer von Propaganda.¹⁸ Der „Uses-and-Gratifications Approach“ gilt also auch bei persuasiven Kommunikationsformen. Die hier postulierte Reflexivität wird allerdings gewöhnlich nicht über massenmediale Vermittlung hergestellt, sondern durch andere Formen der Kommunikation, zum Beispiel eben auch durch die bislang in der Kommunikationswissenschaft zu wenig beachteten interpersonalen Kommunikationsformen. Auf diesem Wege vermochte und vermag das „aktive Publikum“ zum Kommunikator in Regelkreisen zu avancieren, die über lange Zeit, womöglich über Jahre, über Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte „laufen“ können!

Knut Hickethier beschreibt den Doppelcharakter von Kultur wie folgt: „Sie ist der *Rahmen* für ein-

¹⁶ * Zum kulturellen Leistungsvermögen der Produktwerbung respektive Produktkommunikation siehe Guido Zurstiege: *Zwischen Kritik und Faszination. Was wir beobachten, wenn wir die Werbung beobachten, wie sie die Gesellschaft beobachtet*, Köln 2005; Rainer Gries: *Produkte als Medien. Kulturgeschichte der Produktkommunikation in der Bundesrepublik und der DDR*, Leipzig 2003; Helene Karmasin: *Produkte als Botschaften*. Neuauflage, Wien/Frankfurt am Main 2004.

* Zum kulturellen Leistungsvermögen politischer Propaganda respektive politischer Kommunikation siehe Thymian Bussemer: *Propaganda und Populärkultur. Konstruierte Erlebniswelten im Nationalsozialismus*, Wiesbaden 2000; sowie ders.: *Propaganda. Konzepte und Theorien*. Mit einem Vorwort von Peter Glotz, Wiesbaden 2005; Rainer Gries/Wolfgang Schmale (Hrsg.): *Kultur der Propaganda (= Herausforderungen. Historisch-politische Analysen, Band 16)*, Bochum 2005.

¹⁷ Zur Geschichte dieses Medialisierungsprozesses der Markenprodukte im Laufe des 20. Jahrhunderts siehe Rainer Gries: *Die Medialisierung der Produktkommunikation. Grundzüge eines kulturhistorischen Entwurfs*, in: Habbo Knoch/Daniel Morat (Hrsg.): *Kommunikation als Beobachtung. Medienwandel und Gesellschaftsbilder 1880-1960*, München 2003, S. 113-130.

¹⁸ * Bussemer, *Propaganda und Populärkultur*, S. 46,

formuliert einen solchen kulturgeschichtlichen Ansatz am Beispiel der nationalsozialistischen Propaganda wie folgt: Die Rezipienten seien „als aktiv selektierende und interpretierende, aber keineswegs ausschließlich rational orientierte Mediennutzer“ zu konzeptualisieren. „Die nationalsozialistische Propaganda könnte auch ein kommunikatives System gewesen sein, in dem zwischen Primärkommunikatoren und Rezipienten Diskurse über Bedeutungen geführt wurden. In diesen Diskursen ging es nicht um die einseitige Verordnung von Ideologie von oben, sondern um den Widerstreit der Kräfte von incorporation und resistance. Dieser Konflikt wurde nicht primär mit Mitteln der Manipulation ausgetragen. Stattdessen gab es zu jedem Zeitpunkt und auf beiden Seiten ein Kosten-Nutzen-Kalkül, mit dem abgeschätzt wurde, welche Form von Gratifikation welches Zugeständnis wert sei. Die Medien dieser Auseinandersetzungen waren vorrangig unpolitische oder vopolitische Formen wie Unterhaltung und Alltagskultur. In der NS-Propaganda könnte sich also eine Dimension finden, in der (...) die Rezipienten die Propaganda ausbeuteten.“

* Am Beispiel von Agitation und Propaganda in sozialistischen Staaten, insbesondere in der DDR: Rainer Gries: *Propagandageschichte als Kulturgeschichte. Methodische Erwartungen und Erfahrungen*, in: *Deutschland Archiv*, 33 (2000) 4, S. 558-570.

zelle kommunikative Vorgänge als auch das im *Rahmen Befindliche*. Die Medien und die mit ihnen verbundene Kommunikation thematisieren selbst wiederum Kultur, machen sie also zu ihrem Inhalt. Medienkultur bedeutet: Kultur ist *öffentlich* und determiniert in ihrem öffentlichen Charakter auch die Bedingungen des Privaten, indem sie die dort geltenden Spielregeln festlegt. (...) Kultur stützt sich deshalb auf *Kommunikation*, weil sie diese Regeln durch Diskurse festlegt und das Verhalten der Menschen durch Diskurse steuert. Dazu bedient sie sich der *Texte* und *Zeichen* sowie der *Medien*. Die Medien sind Instanzen der Thematisierung von Kultur, aber sie sind selbst auch Teil der Kultur, indem sie nicht nur Kultur zum Thema (von Darstellung und Kritik) machen, sondern selbst Kultur ‚produzieren‘ und Kultur sind.“¹⁹ Ein historiographischer Zugriff auf das janusköpfige Gesicht einer so verstandenen Medienkultur sollte folglich zwei Problemkreise im Blick behalten:

- die Geschichte der Medien und der durch ihre Akteurschaft in modernen Gesellschaften konstituierten Kultur(en), mithin die Kulturgeschichte der Medien als soziale und beobachtende Institutionen und Instanzen,²⁰ sowie
- die Geschichte der Kultur(en), die via Medien generiert und vermittelt werden, mithin die Kulturgeschichte der Medienprodukte.

Zu Recht plädiert der Wiener Kommunikationswissenschaftler Thomas A. Bauer für eine „strategische Partnerschaft“ zwischen der Kultur- und der Kommunikationswissenschaft – mit der Maßgabe, weder das eine Paradigma mit dem anderen zu verwechseln noch die beiden gar gleich zu setzen. Die Dynamik einer solchen Partnerschaft werde schließlich sichtbar machen, „dass die Reflexion und Analyse von gesellschaftliche Kommunikationsphänomenen über eine kulturtheoretische Einmischung und die Analyse und Reflexion von Kulturphänomenen über eine kommunikationstheoretische Einmischung intelligente und innovative Synergien frei macht. Die Kulturtheorie entledigt sich ethnologischer Enge und gewinnt an sozialdynamischer Sichtweite.

Die Kommunikationswissenschaft entledigt sich etwaiger struktursoziologischer Enge und gewinnt an kulturdynamischer Sichtweite. Das Modell der wechselseitigen Erklärung von Kultur und Kommunikation kann wissenschaftlich-theoretisch zu einem Modell gegenseitig honorierter Intervention werden, das sich dem Ziel verpflichtet, mehr Nachhaltigkeit (...) und mehr Innovation (...) in den wissenschaftlichen Diskurs über die gesellschaftliche Kommunikation zu bringen.“²¹

Mit diesem Beitrag sei darüber hinaus für die Triangulation einer so verstandenen Partnerschaft in Richtung Geschichtswissenschaft plädiert. Mit der Einführung historischer Fragehorizonte müssen zwar in einem ersten Schritt weitere Demarkationslinien definiert werden, deren anschließende bedachtsame Öffnung wird jedoch die Tiefenschärfe kommunikationswissenschaftlichen Wissens nochmals bedeutend erweitern. Für die Geschichtswissenschaft wird die bewusste Wahrnehmung einer Grenzlinie zur Kommunikationswissenschaft ein vertieftes Verständnis von den Konzepten und Kulturen des eigenen Beobachtens und vor allem des eigenen Erzählens evozieren. „Eine sich als Kommunikations-, Medien- oder Wissensgesellschaft definierende Gegenwart – selbst wenn dies nur Mythologien wären – fordert geradezu eine kommunikationswissenschaftlich organisierte Geschichtsforschung, die in der Kommunikation die Kultur der Gesellschaft und in der Kultur die Herausforderungen der Kommunikation der Gesellschaft erkennt. Zweitens würde sie (...) sich lösen von den kognitionslogischen Modellen der Kausalität, durch die sie meint die zeitliche Konnektivität über Identität, Kontinuität und Linearität sicher erfassen zu können.“²² Eine solche Begegnung über die Grenzen lässt sich als eine theoretische und methodische Jumelage von Kommunikationsgeschichte und Kulturgeschichte fassen – eine weitere „strategische Partnerschaft“, die im idealen Falle Ergebnisse zeitigt, die

- aus der Perspektive der Geschichtswissenschaft anschlussfähig sind vor allem an die Debatten

¹⁹ Knut Hickethier: Medienkultur, in: Günter Bentele/Hans B. Brosius/Otfried Jarren (Hrsg.): Öffentliche Kommunikation. Handbuch Kommunikations- und Medienwissenschaft, Wiesbaden 2003, S. 435-457, S. 439f.

²⁰ Im Sinne von Bösch und Frei wäre dieser Komplex mit einem erweiterten Begriff von ‚Medialisierung‘ zu fassen; vgl. Bösch/Frei, Ambivalenz der Medialisierung.

²¹ Thomas A. Bauer: Vom Strukturblick zum Kulturblick.

Entwürfe zu einem Blended Theory-Modell, in: Karmasin/Winter, Kulturwissenschaft als Kommunikationswissenschaft, S. 127-167, S. 130-131.

²² Thomas A. Bauer: Geschichte verstehen. Eine kommunikationstheoretische Intervention. In: *medien & zeit* 21 (2006) 1, S. 26-39, S. 39. Freilich, es würde wohl genügen, eine kommunikationswissenschaftlich *inspirierte* Geschichtsforschung anzustreben.

der allgemeinen Geschichte, vielfach mit Möglichkeiten der Überschneidung zur Wirtschafts- und Unternehmensgeschichte, aber natürlich auch zur Politikgeschichte;

- aus der Perspektive der Kommunikationswissenschaft vor allem anschlussfähig sind natürlich an die Debatten der Journalistik, der Public Relations-, der eben gerade aufkeimenden Werbe- und Propagandaforschung, der Wirkungsforschung und einer psychologisch orientierten Kommunikationsforschung.

Kultur & Geschichte

Bereits während der siebziger und achtziger Jahre brach sich international und interdisziplinär eine Debatte Bahn, die sich während der neunziger Jahre zuspitzte und die auch die deutschsprachige Geschichtswissenschaft erreichte – und dort als die fünfte große „Grundlagendiskussion“²³ apostrophiert wird: die Auseinandersetzung um ein neues altes Wissenschaftsparadigma, um den „cultural turn“. Die in der Geschichtswissenschaft ursprünglich schon in den siebziger Jahren unter dem Etikett „Alltagsgeschichte“ geführten Auseinandersetzungen richteten sich gegen ein methodisches Postulat, das erst Ende der sechziger und in den siebziger Jahren die Politikgeschichte vom Podest gestoßen hatte: gegen die nunmehr vielfach als „menschlen-leer“ empfundene, theoriegeleitete Sozialgeschichte. Hinter deren Begrifflichkeit, hinter dominanten „Strukturen“ und „Systemen“, schien ein zutiefst historisches und historiographisches Anliegen, die Aufklärung des Subjektiven, die wissenschaftlich begründete Erzählung vom Menschen und von den Menschen, verkümmert zu sein.²⁴ Der modernisierungstheoretisch orientierten Sozialgeschichte wurde vor allem vorgeworfen, „alle nichtökonomisch zu charakterisierenden Bestandteile historischer Realität“ ausgeblendet zu haben: Der Analyse von Religion und Weltanschauungen, von Fremd- und Selbst-

bildern, von Ideen und von Sprache sei in einer „Geschichte als historischer Sozialwissenschaft“ nicht hinreichend Raum gegeben worden, so die damalige Kritik.²⁵

Die sehr unterschiedlichen Ausprägungen der „Neuen Kulturgeschichte“ stützen sich im Kern auf einen semiotischen Kulturbegriff. Dieser wurde von dem amerikanischen Anthropologen Clifford Geertz metaphorisch in den zwischenzeitlich geradezu kanonisierten Satz gefasst, „dass der Mensch ein Wesen ist, das in selbstgesponnene Bedeutungsgewebe verstrickt ist“. Wobei „Kultur“ als dieses Gewebe anzusehen sei; deren Untersuchung sei daher „keine experimentelle Wissenschaft, die nach Gesetzen sucht, sondern eine interpretierende, die nach Bedeutungen sucht“.²⁶ Als Bedeutung in diesem Sinne stellen sich „Weltdeutungen und Selbstwahrnehmungen der historischen Subjekte und Kollektive“ dar, und „der historische Kontext, in den Bedeutung zu stellen ist, sind die sozialen Praktiken der historischen Subjekte und Kollektive – also das Ensemble ihres Handelns, Nichthandelns und Verhaltens, das ebenso durch Bedeutung strukturiert wird, wie es umgekehrt Bedeutungen schafft, verfestigt oder verändert“.²⁷ Grundsätzlich gilt, dass jedwede Handlung, jeder Text und jedes Bild in diesem Sinne als Bedeutungsträger angesehen werden muss. „Hinter‘ den Dingen, so wie sie erscheinen, steckt noch etwas anderes; ‚symbolische Sinnwelten‘ (...) sind ebenso real wie die ‚wirkliche‘ Wirklichkeit, mehr noch: Die letztere ist nur denkbar als Ergebnis von sinndeutender Betrachtung.“²⁸ Forschungsstrategisch gedacht gilt es also, solche „symbolischen Sinnwelten“ im Sinne der beiden Soziologen Peter L. Berger und Thomas Luckmann²⁹ zunächst dort auszuloten, „wo die Sinn- und Symboldimensionen besonders offensichtlich sind“.³⁰ Kulturgeschichtlich ausgerichtete Kommunikationsforschung tut daher gut daran, zunächst die (Be-)Deutungshorizonte von sinnstiftenden

²³ Hans-Ulrich Wehler: Kommentar. In: Thomas Mergel/Thomas Welskopp (Hrsg.): *Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theorie-Debatte*, München 1997, S. 351-366, S. 351.

²⁴ Zur Geschichte der Alltagsgeschichte siehe den Überblick von Dirk van Laak: *Alltagsgeschichte*. In: Michael Maurer (Hrsg.): *Aufriß der Historischen Wissenschaften*, Band VII: *Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft*, Stuttgart 2001, S. 14-80.

²⁵ Luise Schorn-Schütte: *Ideen-, Geistes-, Kulturgeschichte*. In: Hans-Jürgen Goertz (Hrsg.): *Geschichte. Ein Grundkurs*, Reinbek 1998, S. 489-515, S. 511.

²⁶ Clifford Geertz: *Dichte Beschreibung. Beiträge zum*

Verstehen kultureller Systeme, dritte Auflage, Frankfurt am Main 1994, S. 9.

²⁷ Daniel, *Kompendium Kulturgeschichte*, S. 202.

²⁸ Thomas Mergel: „Kulturgeschichte – die neue ‚große Erzählung‘“?, in: Wolfgang Hardtwig/Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.): *Kulturgeschichte heute (= Geschichte und Gesellschaft, Sonderheft 16)*, Göttingen 1996, S. 41-78, S. 59.

²⁹ Peter L. Berger/Thomas Luckmann: *The social construction of reality*, deutsch: *Eine Theorie der Wissenssoziologie*, Frankfurt am Main 1969.

³⁰ Mergel, „Kulturgeschichte – die neue ‚große Erzählung‘“?, S. 60.

Systemen erster Ordnung aufzuarbeiten, mithin also von Medien-Systemen, deren primäre Aufgabe es ist, Sinn und Bedeutung verbindlich in die Gesellschaft oder in Teilmilieus der Gesellschaft zu vermitteln.

Die Aufklärung dieser Gespinste von Bedeutungen, solch symbolischer Sinnwelten und damit die Aufklärung der Wir-Welten, der Wir-Verständnisse und Wir-Gefühle,³¹ von historischen Individuen und Kollektiven darf als Grundimpetus einer Kulturgeschichte benannt werden wie sie in diesem Aufsatz favorisiert wird.³² Eine Kulturgeschichte des Kommunizierens, die sich als Beitrag zur Gesellschaftsgeschichte verstehen will, sollte natürlich vor allem diejenigen Diskurse, Symbol- und Bildprogramme herausdestillieren, die soziokulturelle Grenzen definieren, indem sie Wir-Gruppen („kollektive Identitäten“) und Fremdgruppen (kollektive Alteritäten) formulieren und damit formieren. Überdies gilt es über das traditionelle historiographische Verlangen, Zäsuren und Diskontinuitäten zu entdecken, um Epochen auszumachen, in Zukunft auch *Kontinuitäten des Kommunizierens*, mithin Epochen übergreifende Stile und Settings, Beziehungen und Inhalte von Kommunikation herauszuarbeiten – wobei sich dieser Anspruch freilich als ein methodisch höchst anspruchsvolles Unterfangen darstellt. Mit einem solcherart erweiterten Programm kommunikationshistorischer Wahrnehmungen wird freilich auch deutlich, dass diese Kultur generierenden Leistungen nicht ausschließlich auf dem Wege veröffentlichter, journalistischer und persuasiver Kommunikationen erbracht werden, worauf ebenfalls theoretisch wie methodisch zu reagieren sein wird.

Aus dieser Perspektive haben wir es mit einer geradezu unüberschaubaren Kultur der Wahrnehmungen und, damit eng verknüpft, mit einer unabsehbaren Bedeutungs- und Sinnproduktion zu tun – und somit bedingt ein weiter Kulturbe-

griff auch gleichzeitig ein weites Verständnis von Kommunikation. Denn die Subjekte und Kollektive müssen sich ja über die jeweils gültigen Elemente und Narrationen der Selbst- und Weltvergewisserung verständigen: „Kommunikation“ umfasst so betrachtet primär das Ensemble derjenigen Prozesse, die den Austausch von Bedeutungen ermöglichen.³³ Und an diesem Punkt können wir zum Paradigma der Kulturgeschichte das Paradigma der Kommunikationsgeschichte hinzu gesellen.

Da die Aufklärung von Verständigungsprozessen in die Hoheit der Kommunikationswissenschaft fällt, und da die Kommunikationswissenschaft seit der Zeit, als die Kulturgeschichte neu geboren wurde, unter dem Rubrum des „symbolischen Interaktionismus“ ebenfalls kulturwissenschaftlich fundierte Theorien integriert hat, sollte es nicht allzu schwer fallen, Interdependenzen und Synergiefelder dieser beiden Zugriffe auf Vergangenheit(en) herauszufinden. – Gleichwohl sei eine entscheidende Differenz vorab notiert. Die Termini Kulturgeschichte und Kommunikationsgeschichte bezeichnen sehr unterschiedliche Phänomene: Die Kommunikationsgeschichte ist eine „Bindestrich-Geschichte“, die einen thematischen Ausschnitt aus der allgemeinen Geschichte definiert, wohingegen Kulturgeschichte eine Bandbreite von Fragestellungen und zugehöriger Methoden meint, die grundsätzlich alle Bereiche der Geschichte zu erfassen vermögen.

Wenn also die Essenz gilt: „Die Wirklichkeit des Menschen ist immer symbolische, zeichenvermittelte, konstruierte Wirklichkeit. Menschen zeichnen sich durch die Fähigkeit zu symbolisch vermittelter Kommunikation aus, sie leben dementsprechend in einer Welt aus gedeuteten Symbolen, die sie als Gesellschaftswesen in ihren Interaktionen konstruieren.“³⁴ Und wenn weiters der Satz gilt: „Kommunikation, Medien und Kultur hängen (...) zusammen und müssen in Bezug

³¹ Hier wurde bewusst auf den Terminus „kollektive Identität“ verzichtet; vgl. dazu Lutz Niethammer: *Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur*, Berlin 2000, S. 628ff.

³² In diesem Sinne postuliert auch der Philosoph Matthias Rath: „Entgegen einer gängigen, meist medienethischen Betrachtungsweise, die auf individuelle und gesellschaftliche Wirkungsweisen medialer Rezeption abhebt, schlage ich Themenfelder vor, deren Untersuchung die Bedeutung medialer Kommunikation (...) für Identitätsbildung und Realitätsbewusstsein heraus arbeitet.“ Rath: *Kultur und Kommunikation als*

„Medialität“ – Philosophische Überlegungen zum Verhältnis von Kultur- und Kommunikationswissenschaft. In: Karmasin/Winter, *Kulturwissenschaft als Kommunikationswissenschaft*, S. 49-60, S. 57.

³³ Im Sinne von Matthias Rath, ebenda, S. 50.

³⁴ Friedrich Krotz: *Zivilisationsprozess und Mediatisierung: Zum Zusammenhang von Medien- und Gesellschaftswandel*. In: Markus Behmer/Friedrich Krotz/Rudolf Stöber/Carsten Winter (Hrsg.): *Medienentwicklung und gesellschaftlicher Wandel. Beiträge zu einer theoretischen und empirischen Herausforderung*, Wiesbaden 2003, S. 15-37, S. 19.

zueinander diskutiert werden“;³⁵ dann sei aus historiographischer Perspektive die Sentenz hinzugefügt: Und diese kollektiven Konstruktionsprozesse benötigen Zeit. Symbole, Rituale und Narrationen unterliegen einem dauernden Prozedere der Generierung, des Aushandelns, die ein kulturhistorischer Zugriff aufzuklären hat. Wir sollten also zu der gängigen Trias ‚Kommunikation, Medien und Kultur‘ die Dimension der Zeit hinzu denken.

Kultur, Kommunikation & Historizität

Fragen und Methoden der Cultural Studies müssen künftig mit dem genuinen Interesse in die Kommunikationswissenschaft und in die Kommunikationsgeschichte eingebracht werden, um gesellschaftlichen Wandel zu beobachten und zu beschreiben. Und nicht nur, wie bislang üblich, als eine „kritische Theorie, deren Ziel ein gesellschaftlicher Wandel zu mehr Demokratie und Gerechtigkeit ist“.³⁶

Das Besondere, das Spezifikum eines kulturhistorischen Zugriffs ist naturgemäß die Aufarbeitung der nicht unerheblichen zeitlichen Dimensionen von Kommunikationen: Bestimmte Medienangebote setzen andauernde Prozesse der Aushandlung von sozialem Sinn durch verschiedene Akteursgruppen in Gang. Selbst werbliche und propagandistische Äußerungen müssen daher reflexiv und prozesshaft modelliert werden. Die Aneignung von Medienofferten, von Botschaften, sowie die Zuschreibung von Bedeutungen durch das früher so genannte Publikum macht diese Rezipienten zu Akteuren³⁷ – und diese Interaktionen und Interventionen benötigen Zeit. Die Annahme, dass es sich bei dem gesellschaftlichen Austausch von Bedeutungen und bei der Generierung von Sinn(en) um solch kollektive Aushandlungsprozesse, letztlich um kulturelle Einigungs- und Differenzierungsprozesse handelt, ruft daher geradezu zwangsläufig den Geschichts-

wissenschaftler auf den Plan: Diese Verständigungsprozesse geschehen *in der Zeit und sie benötigen Zeit* – und die methodisch fundierte Beobachtung ex- und inkludierender Erzählungen und Bilder sowie deren Wirkungsmacht über lange und damit vergangene Zeiträume hinweg muss die vornehmste Aufgabe des Kulturhistorikers sein.

Es empfiehlt sich daher, von einer *Kulturgeschichte des Kommunizierens* zu sprechen: Das substantivierte Verb verdeutlicht eindringlich, dass das Augenmerk auf dem gesellschaftlich und zeitlich verflochtenen, wiederholten und wiederholenden kommunikativen Handeln unterschiedlicher Akteursgruppen liegt: auf ihren je spezifischen Formen der Wahrnehmung, auf ihren je differenzen und ähnlichen Formen eigensinniger Aneignung, auf ihrem individuellen oder kollektiven Folgehändeln. – Unter kulturhistorischen Auspizien wird solches Handeln eher nicht als Einmalhandeln, sondern als Alltagshandeln, unter dem Rubrum der Ritualisierung, beobachtet. – Zugleich können wir diese als Akteure in einem über Zeitläufte andauernden Prozess der Verständigung verfolgen, in welchem öffentliche Kommunikationen im zitierten Sinne der Kommunikationswissenschaft allerdings durchaus nicht notwendigerweise den bedeutendsten und bedeutungsträchtigsten Part übernehmen.

III. Kulturgeschichte der Kommunikation als Transfergeschichte

„Diskurs“ definiert Siegfried Jäger im Anschluss an Michel Foucault als „Fluss von Wissen durch die Zeit“.³⁸ Das Wissen der Menschen fließt durch viele Kanäle, die miteinander verbunden sein können, die einander kreuzen, ineinander übergehen und verschmelzen, ‚unterirdisch‘ weiterfließen und wieder auftauchen, aber auch ver-

³⁵ Ebenda, S. 18. Vgl. auch die kritische Bestandsaufnahme dreier einschlägiger Theoriebildungen zu diesem Dreiecksverhältnis (Ulrich Saxer: „Medien-Kultur-kommunikation“; Werner Faulstich: „Medienkultur“, Siegfried J. Schmidt: „Medienkulturtheorie“) von Carsten Winter: Der Zusammenhang von Medienentwicklung und Wandel als theoretische Herausforderung. Perspektiven für eine artikulationstheoretische Ergänzung systemfunktionaler Analysen. In: ebenda, S. 65-101, S. 72-85.

³⁶ Rainer Winter: Kritik und Engagement. John Fiske und die Tradition der Cultural Studies. In: Rainer Winter/Lothar Mikos (Hrsg.): Die Fabrikation des Populären. Der John

Fiske-Reader, Bielefeld 2001, S. 7-16, S. 14.

³⁷ Zur Gegenüberstellung von kommunikationswissenschaftlich geprägter Wirkungsforschung und den kulturwissenschaftlichen Zuschreibungen eines „aktiven“ und sogar kreativen Medienrezipienten siehe Rainer Winter: Kultur, Kommunikation und Artikulation. Cultural Studies als generativer Diskurs. In: Karmasin/Winter, Kulturwissenschaft als Kommunikationswissenschaft, S. 203-221.

³⁸ Vgl. Michel Foucault: Archäologie des Wissens, Frankfurt am Main 1988; und Siegfried Jäger: Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung, vierte Auflage, Münster 2004.

siegen können. Sie sind das Werk tätiger Menschen, die die Diskurse aufnehmen, weitertragen und vergegenständlichen.³⁹ Das ist eine ebenso schöne wie treffende Metapher, die räumliche Aspekte von Kommunikation widerspiegelt – und welche die temporalen Aspekte von Kommunikation ebenso gut zu veranschaulichen mag. Jürgen Link verweist daran anschließend auf die Zyklogizität von Kommunikations- und Diskurssträngen: Einige dieser Stränge würden sich stabil reproduzieren, einige mutieren, einige neu auftauchen, andere aber absterben. „Was da zu fließen scheint, sind also Einheiten, die ständig (re-)produziert werden.“⁴⁰ Diese diskursiven Produktions- und Reproduktions-Prozesse gilt es über Zeitspannen hinweg zu beobachten, zu systematisieren und zu kontextualisieren.⁴¹

Der von einer Gruppe um Stuart Hall konzeptionierte „Circuit of Culture“, das Modell ineinander verwobener und komplex miteinander verbundener Artikulationsprozesse (von ‚representation‘, von ‚identity‘, von ‚production‘, von ‚consumption‘ und ‚regulation‘) der Culture Studies, beinhaltet selbstverständlich historische Dimensionen und Dynamiken: die dort beispielhaft benannten Artikulationsprozesse sind keine Akte der Offenbarung, sondern sie verfügen über eine Geschichte des Entstehens und Vergehens.⁴² Der „Circuit of Culture“ modelliert ein differenziertes Geflecht kommunikativer Konnektivitäten. Solche kommunikativen Verflechtungen im Sinne dieses Beitrages müssen jedoch nicht nur als synchrone Verbundenheiten in einer bestimmten, zu untersuchenden Gegenwart freigelegt werden,

sondern sie sollten darüber hinaus als diachrone Verknüpfungen und Konjunktionen entdeckt werden. – Und als solche sollten wir sie wahrnehmen, theoretisch modellieren und künftig im Sinne einer kulturhistorisch inspirierten Kommunikationsgeschichte mit Nachdruck erforschen. Welche Phänomene und Probleme eröffnen sich unter diesen Prämissen?

Konnektivitäten⁴³ im Raum: Transfergeschichte zwischen synchronen Kulturen

Die seit einigen Jahren andauernden Selbstverständigungen unter Sozial- und Kulturhistorikern zu den Möglichkeiten und Grenzen transnationaler Geschichtsschreibung gehören in diesen Zusammenhang. Etwa seit dem letzten Jahrhundertwechsel, so der Leipziger Kulturhistoriker Hannes Siegrist, mehrten sich die Anzeichen dafür, dass „das Zeitalter der transnationalen Geschichtsschreibung anbricht.“⁴⁴ Unter diesen Auspizien diskutiert die Geschichtswissenschaft seither intensiv die heuristischen Chancen und Limitierungen der Anwendung von Vergleichs- und Transferkonzepten.⁴⁵ Siegrist versteht „Interkulturalität“ als einen Leitbegriff künftiger vergleichender Geschichtsforschung. Er definiert: „Interkulturalität meint die Beziehung, Interaktion und Kommunikation zwischen ‚Kulturen‘, die – mehr oder weniger – räumlich oder territorial verankert oder identifizierbar sind. Hier geht es um die Vermittlung zwischen kollektiven Sinnordnungen und kulturellen Gedächtnissen durch den Vergleich und durch die Analyse von Aus-

³⁹ Siegfried Jäger: Zwischen den Kulturen: Diskursanalytische Grenzgänge. In: Hepp/Winter, Kultur – Medien – Macht, S. 327–351, S. 329.

⁴⁰ Jürgen Link: Wieweit sind (foucaultsche) Diskurs- und (luhmannsche) Systemtheorie kompatibel? Vorläufige Skizze einiger Analogien und Differenzen. In: kultuRRvolution 45/46, S. 58–62, S. 62.

⁴¹ Achim Landwehr: Geschichte des Sagbaren. Einführung in die Historische Diskursanalyse, Tübingen 2001; Philipp Sarasin: Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse, Frankfurt am Main 2003; Franz-Xaver Eder (Hrsg.): Historische Diskursanalysen. Genealogie, Theorie, Anwendungen, Wiesbaden 2006.

⁴² Vgl. dazu Carsten Winter: Epilog: Komplexe Verbundenheiten, Konflikte und Ungewissheiten – zur Entstehung kulturwissenschaftlicher Kulturtheorie. In: Karmasin/Winter, Kulturwissenschaft als Kommunikationswissenschaft, S. 169–202, S. 184–195; ders.: Medienentwicklung und Wandel. In: Behmer/Krotz/Stöber/Winter, Medienentwicklung und gesellschaftlicher Wandel, S. 72ff.

⁴³ Vgl. Andreas Hepp: Konnektivität, Netzwerk und Fluss: Perspektiven einer an den Cultural Studies orientierten Medien- und Kommunikationsforschung. In: Hepp/Winter, Kultur – Medien – Macht, S. 155–174, S.

158–163.

⁴⁴ Hannes Siegrist: Transnationale Geschichte als Herausforderung der wissenschaftlichen Historiographie. In: Fachforum geschichte-transnational.clio-online.net <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/2005-02-003> (26.11.2006).

⁴⁵ Siehe dazu beispielsweise Hartmut Kaelble: Der historische Vergleich: eine Einführung zum 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt am Main/New York 1999; Michel Espagne: Les Transferts Culturels Franco—Allemands, Paris 1999; Matthias Middell: Kulturtransfer und Historische Komparatistik. Thesen zu ihrem Verhältnis. In: Comparativ. Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung 10 (2000) 1 (= Themenausgabe „Kulturtransfer und Vergleich“), S. 7–41; Hartmut Kaelble/Jürgen Schriewer (Hrsg.): Vergleich und Transfer. Komparatistik in den Sozial-, Geschichts- und Kulturwissenschaften, Frankfurt am Main/New York 2003; Michael Werner/Bénédicte Zimmermann: Vergleich, Transfer, Verflechtung. Der Ansatz der *Histoire croisée* und die Herausforderung des Transnationalen. In: Geschichte und Gesellschaft 28 (2002), S. 607–636; Jürgen Kocka: Comparison and Beyond. In: History and Theory 42 (2003) 1, S. 39–44.

tausch-, Einfluss- und Rezeptionsprozessen.“⁴⁶ Für die alltäglich und strategisch vergleichenden Akteure wie für den wissenschaftlich-systematisch vergleichenden Historiker sei der kultur- und sozialgeschichtliche Vergleich ein intellektuelles Verfahren, das auf der sozialen und symbolischen Ebene Kontakte und Beziehungen herstelle und eine „Verständigungsleistung gegenüber kultureller Fremdheit“ darstelle.⁴⁷

Wenn die Geschichtswissenschaft im Begriffe ist, sich der Aufklärung transnationaler Konnektivitäten zu verschreiben, und wenn sie weiterhin unter dem Rubrum Transfersgeschichte die Aufklärung kultureller Austauschprozesse diskutiert, dann eröffnet sich mit diesen rezenten methodischen Reflexionen auch ein bedeutendes Forschungsfeld für eine Kommunikationsgeschichte unter kulturgeschichtlichen Auspizien. Denn: Transferleistungen in diesem Sinne lassen sich ohne ein Verständnis von Kommunikation und Medien, ohne die historische Aufklärung von Agenden, Akteuren und Arenen nicht denken.⁴⁸ Transfersgeschichte verknüpft also im Idealfalle

- die Aufklärung der Geschichte von Transfer-Settings organisch mit der
- Aufklärung der Geschichte der zugehörigen Inhalte, der kommunizierten Bedeutungskomplexe.

Konnektivitäten in der Zeit: Transfersgeschichte zwischen diachronen Kulturen

Eine Kulturgeschichte des Kommunizierens wird gut daran tun, kulturelle Transfers über lange Zeiträume hinweg zu untersuchen.⁴⁹ Im Folgenden sei daher das Augenmerk auf langfristig beobachtbare Elemente von medial gestützten Kommunikationskulturen gelegt. Der hier präsentierte Fokus thematisiert also vornehmlich Längsschnitt-Phänomene und -Probleme, die das in der Historiographie übliche Denken und die

übliche Darstellung in Epochengrenzen transzendieren.

- Selbstverständlich leistet ein solcher Ansatz gleichwohl auch einen unabdingbaren Beitrag zu den traditionellen Forschungsfragen sowohl der Kommunikations- wie der Allgemeinhistorie. Die Ergebnisse der „Beobachtung“ der Interventionen, der Erfahrungs- und Erwartungshorizonte, von Mediennutzern sollte in Zukunft mit technik-, wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Faktoren zu einer ganzheitlichen „Mediengeschichte“ verknüpft werden. Mediengeschichte berücksichtigt mithin, soweit heuristisch möglich, die Geschichte der Aneignungsmodi des Mediums selbst wie seiner Inhalte durch die unterschiedlichen Akteursgruppen. Erst die Gesamtschau, die Gewichtung all dieser Bedingungsfaktoren kann die Grundlage von Bemühungen zur Periodisierung darstellen.⁵⁰
- Zu einer Geschichte des Kommunizierens gehören selbstverständlich auch die unüberschaubaren zeitlich befristeten Erscheinungen, also Kampagnen von Wirtschaftswerbung, Public Relations und Propaganda, überdies die unendlich vielen misslungenen Versuche, erfolgreich zu sein, die kommunikativen Flops. Deren Aufklärung erbringt wertvolle Einblicke in die jeweils soziale und mentale Verfassung der untersuchten Zeit und des untersuchten medialen Settings. Während Kampagnen vergleichsweise gut und gerne dokumentiert werden, erweist sich der heuristische Aufwand derzeit noch als unverhältnismäßig, um Misserfolge oder gar flüchtige, ephemere Strukturen in einer zu definierenden Vergangenheit aufzuspüren, zu isolieren und auf ihre kulturelle und soziale, vielleicht sogar auf ihre politische Bewandnis hin zu untersuchen.

Die Beobachtung von Kommunikationsschema-

⁴⁶ Hannes Siegrist: Perspektiven der vergleichenden Geschichtswissenschaft. Gesellschaft, Kultur und Raum. In: Hartmut Kaelble/Jürgen Schriewer (Hrsg.): Vergleich und Transfer. Komparatistik in den Sozial-, Geschichts- und Kulturwissenschaften, Frankfurt am Main/New York 2003, S. 305-339, S. 334.

⁴⁷ Manfred Schmeling: Literarischer Vergleich und interkulturelle Hermeneutik. Die literarischen Avantgarden als komparatistisches Forschungsparadigma. In: Peter V. Zima (Hrsg.): Vergleichende Wissenschaften. Interdisziplinarität und Interkulturalität in den Komparatistiken, Tübingen 2000, S. 187-200, S. 188.

⁴⁸ Vgl. dazu auch Johannes Paulmann: Grenzzräume.

Kulturgeschichtliche Perspektive auf die Geschichte der internationalen Beziehungen. In: Lutter/Szöllösi-Janze/Uhl, Kulturgeschichte, S. 191-209.

⁴⁹ Vgl. dazu die Anmerkungen des Historikers Peter Haslinger, der historische Diskurse mit Recht „als sprachübergreifende und zeitübergreifende Redesysteme“ problematisiert; ders.: Diskurs, Sprache, Zeit, Identität. Plädoyer für eine erweiterte Diskursgeschichte. In: Eder, Historische Diskursanalysen, S. 27-50, S. 44f.

⁵⁰ Vgl. dazu Axel Schildt: Das Jahrhundert der Massenmedien. Ansichten zu einer künftigen Geschichte der Öffentlichkeit. In: Geschichte und Gesellschaft 27 (2001), S. 177-206, insbesondere S. 188-206.

ta, die sich über *lange Zeiträume* hinweg in „Zeit raubenden“ Regelkreisen herausgebildet haben, dürfte sich für eine historische Kommunikationsforschung zunächst als besonders ergiebig erweisen. Wir dürfen mit Fug und Recht vermuten, dass wir unter diesem Blickwinkel auf überraschend resistente semantische Einheiten stoßen, wobei es sich um wesentliche und strukturierende Bestandteile des kollektiven kulturellen Gedächtnisses handelt. Es gilt daher, womöglich über Jahrzehnte und über Generationen hinweg kommunizierte und wiederholte Essentials öffentlicher Kommunikationen zu destillieren und zu kontextualisieren.

Das Postulat, Public Relations, politische Propaganda und Kommunikation sowie Produktkommunikationen prozesshaft zu modellieren, eröffnet zahlreiche neue Forschungshorizonte. Gerade persuasive Kommunikationen sind zwar vielfach auf begrenzte und kurzfristige Beeinflussungsziele festgelegt, zeitigen aber gleichwohl auf lange Sicht intendierte oder nichtintendierte Wirkungen. Analog zu werblichen Kommunikationen dürfte der Einfluss propagandistischer Kommunikationen auf das Verhalten daher indirekt zu beschreiben sein, als Ergebnis einer „Beeinflussung“ von gedanklichen und emotionalen Prozessen, die ihrerseits Verhaltensdispositionen bestimmen, welche wiederum das Verhalten zu einem bestimmten Zeitpunkt lenken.⁵¹ Derartige Kommunikationen dürfte unter diesem Blickwinkel somit ein beobachtbarer und beschreibbarer Anteil am Aufbau von Haltungen und Mentalitäten, von Dispositionen und von Verhaltensabsichten zukommen.

In Anlehnung an einen Wortbildungsmodus der Zeichentheorie seien solch beständige kleinste Sinn bildende Einheiten persuasiver Kommunikation und Propaganda ‚*Propageme*‘ genannt. Propageme stellen „semantische Marker“ dar, „Erzählungen“ begrenzter Komplexität, die wiederholt und über lange Zeit mit Hilfe von Massenmedien einer breiten Zielgruppe vermittelt wurden. Aufgrund ihrer elementaren semantischen Struktur sind sie in der Regel eingängig zu bebildern und leicht zu kommunizieren. Propageme haben daher eine hohe Chance auf Aneignung

und Akzeptanz durch die Vielen. Sie sind Ergebnisse diachroner Transferprozesse, an denen zu unterschiedlichen Zeiten Kommunikatoren unterschiedlicher Gattungen beteiligt sind.⁵²

Einer historischen Kommunikationsforschung muss auffallen, dass sich im Laufe der Geschichte bestimmte kommunikative Profile wiederholen, dass bestimmte inhaltliche Konfigurationen in ähnlichen oder vergleichbaren Ausprägungen, Ausgestaltungen und Ausformulierungen über lange Zeiträume kontinuierlich in denselben kulturellen Kontexten präsent sind. Von solchen Mustern dürfen wir zunächst einmal annehmen, dass sie „erfolgreich“ waren und sind, dass sie bei ihrer Zielgruppe eine „Wirkung“ entfalteten. Die Inhalte von zeitlich befristeten Kampagnen mögen Akzeptanz und Aneignung erfahren haben – oder auch nicht. Wiederkehrende Muster dagegen lassen jedoch den begründeten Schluss zu, dass die Aussagen ebendieser Muster Bedürfnissen der Rezipienten entgegenkamen. Das ist kein Wunder, denn wir können ja weiter davon ausgehen, dass solche Schemata in ihrer Oberflächenstruktur als bloße „Botschaften“ der Sender auftreten, dass sie mit der Zeit jedoch in ihrer Tiefenstruktur nicht minder zu Bedeutungsträgern der Empfänger avanciert sind. Das deshalb, weil auch politische Propaganda à la longue wie Wirtschaftswerbung nicht umhinkommt, Aneignungsmodi der Empfänger-Akteure zu ergründen und die Erkenntnisse über diese Prozesse korrigierend und präzisierend in die weitere Konstruktion nachfolgend lancierter Botschaften einfließen zu lassen. Auf lange Sicht vermögen also die Vielen indirekt an der Formulierung von Botschaften mitzuwirken, die an sie gerichtet werden. Auf lange Sicht gesehen, repräsentieren solche persuasiven Inhalte also nicht mehr nur „Botschaften“, sondern sie entpuppen sich als eine eigentümliche Gemengelage von Botschaften und von Bedeutungen. Falls es gelingt, solche Botschafts- und Bedeutungs-Komplexe aus der Vielzahl öffentlicher Diskurse innerhalb von bestimmten Zeithorizonten zu definieren und zu extrahieren, erfassen wir Elemente einer öffentlichen Kommunikation, auf welche sich Akteure unterschiedlicher Gattung allmählich „einigen“ konnten: Wir können davon ausgehen, dass sie

⁵¹ Vgl. die Überlegungen von Werner Kroeber-Riel, dem Begründer der verhaltenswissenschaftlichen Konsumentenforschung in Deutschland; Werner Kroeber-Riel, Bildkommunikation. Imagerystrategien für die Werbung, München 1995, S. 220.

⁵² Vgl. Rainer Gries: Zur Ästhetik und Architektur von Propagemen. Überlegungen zu einer Propagandageschichte als Kulturgeschichte. In: Gries/Schmale, Kultur der Propaganda, S. 9-34.

einen Konsens oder Teilkonsens einer Gruppe, einer Generation oder gar einer ganzen Gesellschaft repräsentieren. Propageme stellen also solch langfristig abgeklärte Botschafts-Bedeutungs-Komplexe öffentlicher persuasiver Kommunikationen dar.

Derartige Verständigungsprozesse, die zu kulturellen „Einigungsprozessen“ mutieren, beanspruchen eine längere Zeitdauer.⁵³ Das gilt für politische Botschaftskomplexe mehr als für Botschaften der Wirtschaftswerbung. Der wichtigste Grund dafür liegt in der Hierarchie der Merkmale, die diese Propageme ausmachen und ausgestalten. Denn die ureigensten Kommunikationsintentionen der politisch motivierten Sender, ihre ideologischen Begründungszusammenhänge und ihre aktuellen politisch gesteuerten Kommunikationsabsichten, haben unter den Auspizien agitatorisch-propagandistischer Kommunikation Vorrang vor der Wahrnehmung der kommunikativen Bedürfnisse der zu Beeinflussenden. Dieser Primat bleibt ein Wesensmerkmal politischer Propaganda im Gegensatz zur ökonomischen Werbung.

Wir müssen davon ausgehen, dass der hier postulierte Einigungsprozess in der Regel durchaus keine kognitive und intendierte Wahrnehmung und Verarbeitung von Empfänger-Positionen durch die Botschaftsproduzenten widerspiegelt – das dürfte womöglich erst im 20. Jahrhundert der Fall gewesen sein –, sondern dass die Vorstellungen der Vielen vielfach subkutan und subintentional, schleichend und allmählich Eingang in die Ausgestaltung der Propageme gefunden haben. Als Historiker werden wir wohl selten die einzelnen Schritte und Details dieser kommunikativ-kulturellen Konvergenzprozesse beobachten können, denn wir werden regelmäßig nur die Produkte dieses Einigungsprozesses, die visuellen, verbalen und rituellen Ausformulierungen solcher Propageme als Quellen zur Verfügung haben, die wir mit unserem Fachwissen um die jeweilige historische Gesamtsituation zu kontext-

tualisieren vermögen. Propageme sind damit die sicht-, erfahr- und dokumentierbaren Epiphänomene dieser kommunikativen An- und Ausgleichungsprozesse. Das je spezifische Wechselspiel von Beharrung und Wandel, also die Entwicklungstempi solcher Propageme, können sodann Hinweise auf die zu Grunde liegenden kommunikativen Konvergenzmodalitäten geben.

Zeithorizonte von Transferprozessen

Transfergeschichte in diesem Sinne postuliert daher gerade auch aus kommunikationshistorischer Perspektive nicht den einmaligen Austausch eines Bedeutungskomplexes, sondern einen kollektiven kommunikativen Austausch über Generationen hinweg.⁵⁴ Kulturtransfer zeigt sich mithin als ein Geben und Nehmen von Botschaften und Bedeutungen in der Zeit.⁵⁵

Es muss vorerst weiteren Forschungen anheim gestellt werden herauszufinden, welche Zeitspannen wir jeweils in Augenschein nehmen müssen, um solche Einigungsprozesse zwischen Sendern und Empfängern anhand von Propagemanalysen nachvollziehen zu können. Sicherlich muss der Regelkreis zwischen den propagandistischen Kommunikatoren zahlreiche Durchläufe erfahren haben. Erste Vermutungen zu den propageminimären Zeitqualitäten eröffnet die Geschichte der Kommunikation von Markenprodukten, die vergleichbar konstante Strukturelemente aufweist.⁵⁶ Als gesichert dürfen wir annehmen, dass sich die erforderliche Zeitspanne eines kollektiven Herausmendelns und einer kulturellen Implementierung von Propagemen seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts deutlich verkürzte, weil die politischen Kommunikatoren seither verstärkt versuchen, die Vorstellungen der zu Beeinflussenden mit den Methoden der Meinungsforschung „abzuholen“, wissenschaftlich zu erforschen und in die weitere Kommunikation einfließen zu lassen.

Für die Geschichtswissenschaft eröffnet die Ein-

⁵³ Langzeitwirkungen von Propagemen am Beispiel der fünf neuen Länder diskutieren Monika Gibas: Massenbeeinflussung und politischer Wandel. Die Langzeitwirkung der DDR-Propaganda. In: Universitas. Zeitschrift für interdisziplinäre Wissenschaft (1998) 6, S. 510-523; und Monika Gibas/Thomas Ahbe: Erbschaft einer Zeit. Zur Persistenz der sozialistischen Metaerzählung nach dem Systemwechsel. In: Psychologie und Gesellschaftskritik (1998) 1, S. 55-71.

⁵⁴ Zum Problemkomplex Generation und Kommunikation siehe Rainer Gries: Das generationengeschichtliche

Paradigma in der Kommunikationshistorie. Ein kursorischer Überblick, in: *medien & zeit* 21 (2006), H. 3 (= Themenheft „Kommunikationsgeschichte als Generationengeschichte“), S. 4-20.

⁵⁵ Vgl. Anselm Doering-Manteuffel: Wie westlich sind die Deutschen? Amerikanisierung und Westernisierung im 20. Jahrhundert, Göttingen 1999.

⁵⁶ Gries, Produkte als Medien, insbesondere Kap. 5: Versuch einer Historisierung von ‚Vertrauen‘ anhand der Geschichte der Produktkommunikationen, S. 561-592.

führung einer Langzeitperspektive in der Erforschung persuasiver Kommunikationen erstmals die Möglichkeit, mit Hilfe diachron vergleichender Interpretationen solcher Botschafts- und Bedeutungs-Komplexe valide Aussagen über die zugrunde liegenden Rezeptionsprozesse zu machen. Mit der Eröffnung einer Langzeit-Synopse unterschiedlicher propagandistischer Muster vermögen wir damit auch etwas über die politischen, sozialen, ökonomischen und kulturellen Bedürfnisse der jeweiligen Zielgruppen auszusagen. Und damit wird eine Kulturgeschichte des Kommunizierens einen kaum zu unterschätzenden Beitrag zu einer Geschichte der Gesellschaft bereitstellen.

Der beschriebene Einigungsprozess zwischen Propagandisten und Propagandarezipienten stellt sich so gesehen als Einigung über notwendige und unabdingbare und über fakultative semantische Essentials der Propageme dar; überdies findet eine Einigung über die grundsätzliche Anordnung ebendieser statt, mithin also über die grundlegende narrative und visuelle Struktur dieses Ensembles. Die erste Aufgabe muss es folglich sein, die spezifische Architektur und Ästhetik derjenigen Propageme, die in einer zu untersuchenden Gesellschaft virulent sind, zu ergründen: Welche semantischen Elemente konstituieren wann und warum einen solchen Marker? Die zweite Aufgabe sollte es sein, das spezifische Zusammenspiel bestimmter Propageme in einer zu untersuchenden Gemeinschaft oder Gesellschaft zu ergründen: Welche tradierten Muster konstituieren wann und warum die öffentliche Kommunikation einer Gesellschaft? Eine der entscheidenden Fragestellungen betrifft die Vermittlung solcher Komplexe an nachfolgende Generationen: Wann und wie übermitteln Angehörige älterer Generationen an jüngere ihre so gefassten kulturellen Essentials? Erst die Indienststellung historischer Methoden, die Verknüpfung von diachronem Vergleich mit den Instrumenten der Transfergeschichte, ermöglicht die Beantwortung dieser Fragestellungen.

Diese Überlegungen gelten auch für erfolgreiche, langfristig am Markt agierende Produkte. Sie kommunizieren über Jahrzehnte, zuweilen sogar über Jahrhunderte hinweg, klar abgrenzbare Narrative. Langzeitanalysen solcher ‚Produkt-Propa-

geme‘ förderten beispielsweise zutage, dass deutscher Sekt im 19. und im 20. Jahrhundert eine semantische Markierung von „Partizipation“ repräsentierte, eine Erzählung von „Teilhabe“ anbot. Eine Universalcreme wie ‚Nivea‘ kann – sozusagen mit dem Einverständnis der Verbraucher – seit nahezu einem Jahrhundert die ‚Mitte‘ und die ‚Norm‘ repräsentieren, offeriert also eine Erzählung vom rechten In-‚der-Mitte‘-Sein.⁵⁷ Am Beispiel der Produkt-Propageme, in den Worten der Marketingwissenschaftler: des Markenkernes, lässt sich deutlich zeigen, was auch für ihre politischen Pendant gilt: Sie sind keineswegs nur diskursive Konstrukte, sondern mit ihnen sind äußere und innere (Gedächtnis-)Bilder sowie soziale Praxen verknüpft, die ebenfalls von Generation zu Generation weitergegeben werden. Ein Produkt wird in Gebrauch genommen, bestimmte Ausgestaltungen politischer wie werblicher Propageme sind von den Vielen erlebbar und sinnlich erfahrbar. Propageme mit menschlichem Antlitz zum Beispiel können als Kunstwerke und als Menschen nicht nur psychisch, sondern physisch angeeignet werden.

Propageme sind Repräsentanzen grundlegender zeit-, gruppen-, generationen- und kulturbedingter Bedürfnisse. Zwischen dem Propageme ‚der Mitte‘ oder dem Propageme ‚der Einheit‘ und den Bedürfnissen nach Mitte, Norm und Einheit besteht ein gap, ein Zwischenraum: Propageme sind in der Regel nicht das, was sie zum Ausdruck bringen. Sie sind à la longue kollektiv geteilte Formulierungen, Versuche, zentrale emotionale und kognitive, mentale Bedürfnisse konzentriert zum Ausdruck zu bringen. Sie funktionieren also als Formate der Vermittlung. Ihre historische Analyse verweist also nur indirekt auf Grundstrukturen latenter oder virulenter mentaler Dispositionen in der Gesellschaft: Propageme als deren Ausdruck und immer auch als Ausdruck der „harten“ propagandistischen respektive werblichen Ziele und Zwecke sind den tatsächlichen Handlungsdispositionen nicht gleichzusetzen. Die Distanz zwischen den gefühlten und geäußerten Bedürfnissen bedingt eine weitere beachtenswerte Differenz. Das hier mehrfach bemühte Bild eines „Einigungsprozesses“, einer allmählichen semantischen Konvergenz unter dem Dach eines solchen Markers, versteht sich als ein idealtypisches Modell. Tatsächlich wird es

⁵⁷ Gries, Produkte als Medien; vgl. auch den Beitrag von Helene Karmasin: In illo tempore. Wie die Werbung mit Vergangenheit umgeht. In: Gries/Schmale: Kultur der

Propaganda, S. 59-89; Gries, Produkte als Medien, S. 53-134; und Kai-Uwe Hellmann, Soziologie der Marke, Frankfurt am Main 2003, S. 303ff.

immer vielfältige Diskrepanzen bei der Zuschreibung der einzelnen semantischen Partikel geben. Das Profil eines Propagems kann niemals nach allen Seiten hin präzise sein, obschon die Sender-Propagandisten dies natürlich gewährleisten wollen. Diese Marker offerieren einen Raum für Konsens durch ihre strukturelle semantische Unschärfe. Unschärfen wie diejenigen in den Zuschreibungshorizonten des Propagems, Differenzen in der Ausgestaltung des Narrativs, gehören konstitutiv zum Kommunikationsgeschehen.⁵⁸ Diese semantischen Mehrdeutigkeiten und Offenheiten können einer Akteursgruppe zu Gute kommen, grundsätzlich vermögen sich aber alle beteiligten Kommunikatoren solcher Unschärfen zu bedienen. Kommunikative beziehungsweise propagandistisch-werbliche Unschärferelationen eröffnen gemeinhin einen gefühlten sozialen oder politischen Konsens, der sachlich gar nicht oder nur teilweise besteht. Die beteiligten Kommunikatoren „einigen“ sich dann auf einen solchen semantischen Marker, sozusagen ein Propagem-Etikett mit wenigen unabdingbaren semantischen Zuschreibungen, das nun überzeugend den Container der Vermittlung spielt, also kommunikativ zusammenhält, was vielleicht gar nicht zusammen gehört. Damit wird eine Gemeinsamkeit vorgegaukelt und praktiziert, damit werden Räume gemeinsamen oder zumindest konsensualen Handelns eröffnet, obschon die semantischen Grundzuschreibungen der unterschiedlichen Akteursgruppen nur eine recht vage Übereinstimmung zulassen. Die semantischen Differenzen bleiben dann obskur, bis dieser zeitenübergreifende Propagem-„Vertrag“ irgendwann einmal auf die Probe gestellt wird.

IV. Kultivierung des Niemandslandes

„In der bisherigen Medienhistoriographie hat sich das Interesse vor allem auf die Geschichtsschreibung einzelner Medien gerichtet (Einzelmediengeschichten). Nur selten ist der Versuch unternommen worden, Einzelmediengeschichten als Bestandteil von Gesellschaftsgeschichte(n) zu schreiben. Was ich hier vorschlagen möchte, ist der Versuch, beide Ansätze miteinander zu ver-

binden und darüber hinaus die (...) Mediengeschichte zugleich als Kommunikationsgeschichte zu schreiben, da inzwischen die Auffassung wohl konsensfähig sein dürfte, dass Medien und Kommunikation weder diachron noch synchron, weder theoretisch noch praktisch voneinander zu trennen sind.“⁵⁹ Kultur- und kommunikationsgeschichtliche Forschung steht wie selbstverständlich auf den Schultern der Ergebnisse institutionen-, technik-, wirtschafts- und sozialgeschichtlicher Studien. Ohne die Grundlage einer Technik- und Institutionengeschichte des Radios oder des Fernsehens kann man keine Bedeutungsgeschichte dieser Leitmedien und ihrer Contents im 20. Jahrhundert schreiben.

Aber: Das traditionelle Denkmuster historischer Forschung, das mit Vorliebe Zäsuren im Zeitkontinuum erarbeitet, das historische Epochen und deren Grenzmarkierungen ausmacht, wird künftig um die Ergebnisse kulturhistorischer Bemühungen erweitert werden. Konkret heißt das: Die Geschichte eines partizipierenden „Publikums“, die Konjunkturen seiner Interventionen, werden zum integralen Bestandteil unserer Bemühungen um eine adäquate Periodisierung der Kommunikationsgeschichte werden. Eine Kulturgeschichte der Kommunikation leistet insofern ihren Beitrag zur Geschichte synchroner und transnationaler Verknüpfungen und Verbindungen – und weist darüber hinaus: Sie sensibilisiert im selben Atemzug für diachrone und sozusagen transtemporale Konnektivitäten.

Das Panorama, die Gesamtschau kultureller Implikationen von Kommunikation wird neue Antworten auf die Grundfragen von Macht und Verantwortung in modernen Gesellschaften ermöglichen. – Und eine Kulturgeschichte des Kommunizierens an die Gesellschafts- und auch an die Politikgeschichte anschlussfähig machen. Mit dem neuen Verständnis der Vielen, der Subjekte, das Kommunikationswissenschaft und Kulturgeschichte gemein haben, bekommt zum Beispiel eine der Grundfragen der Erinnerungs-Debatten des 20. Jahrhunderts noch einmal eine bedenkenswerte Wendung: Denn die Ansprache der Vielen als wiederholte und sogar als nachhaltige Nutzer, als historische Aktive kollektiver

⁵⁸ Thomas A. Bauer sieht in dieser Unschärferelation aller Kommunikation einen „Täuschungsvertrag“ der Kommunikatoren; siehe dazu ausführlich ders.: *Culture of Diversity. A Theoretical Concept towards Transcultural Understanding*. In: ders./Gerhard E. Ortner (Hrsg.): *Werte für Europa. Medienkultur und ethische Bildung in*

und für Europa, Düsseldorf 2006, S. 242-267.

⁵⁹ Siegfried J. Schmidt: *Medienentwicklung und gesellschaftlicher Wandel*. In: Behmer/Krotz/Stöber/Winter, *Medienentwicklung und gesellschaftlicher Wandel*, S. 135-150, hier S. 140.

Kommunikationen beinhaltet auch, dass diesen nunmehr im weitesten Sinne auch Verantwortung für ihr kommunikatives Handeln in der Zeit beigemessen werden muss. Die bis vor wenigen Jahren gemein gültige Propaganda-Doktrin, die auf der Theorie der Masse gründete und die seit Ende des Zweiten Weltkrieges gerne von Tätern des nationalsozialistischen Regimes für sich politisch und juristisch in Anspruch genommen wurde, konstruierte eine für die Vielen entlastende Dichotomie: Dort agierten und agitierten die unwiderstehlichen politischen Verführer, verkörpert durch Adolf Hitler und Joseph Goebbels – hier standen ihnen die vielen Verführten ohnmächtig gegenüber. Die Rollen von ‚Tätern‘ und ‚Opfern‘ der politischen Propaganda – und implizite – damit der gesamten Terrorherrschaft des ‚Dritten Reiches‘ waren bis dato klar definiert. Doch mit der Akzeptanz eines kulturgeschichtli-

chen Ansatzes muss den Vielen ebenfalls ein Subjektcharakter zuerkannt werden. Damit obliegt aber auch den Vielen, die sich gewissermaßen hinter den komfortablen entlastenden Zuschreibungen der Massetheorie verstecken ließen, ein zu diskutierendes Maß an Verantwortung am Erfolg bestimmter propagandistischer Kommunikationen in den autoritären und totalitären Systemen des 20. Jahrhunderts. – Und darüber hinaus.

Eine verschwisterte Kultur- und Kommunikationsgeschichte entdeckt nicht nur Grenzgebiete des Wissens, die bislang als unbeachtetes Niemandsland brach lagen, sondern sie erklärt von dort her Territorien des Wissens, die längst aufgeklärt schienen. – Innovationen nehmen gerne an der Peripherie, an den Grenzen, die sowohl trennen wie verbinden, ihren Lauf.⁶⁰

Rainer GRIES

Dr. phil. habil.; geboren 1958 in Heidelberg am Neckar/Deutschland; Historiker; lehrt als Vertragsprofessor Kultur- und Kommunikationsgeschichte am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien.

Hauptforschungsgebiete: Die Geschichte Deutschlands und Österreichs sowie die Geschichte persuasiver Kommunikationen im 19. und 20. Jahrhundert.

Letzte Buchveröffentlichungen: Rainer Gries: *Produkte & Politik. Zur Kultur- und Politikgeschichte der Produktkommunikation*, Wiener Universitätsverlag, Wien 2006; Rainer Gries: *Vertrauen kaufen. Waren, Produkte und Politik in Deutschland*, herausgegeben von der Landeszentrale für politische Bildung Thüringen, Erfurt 2006; Thomas Ahbe/Rainer Gries/Annegret Schüle (Hrsg.): *Die DDR aus generationengeschichtlicher Perspektive*. Eine Inventur, Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2006.

Kontakt: rainer.gries@univie.ac.at

⁶⁰ Das entspricht ganz dem Imperativ der Cultural Studies, eine intellektuelle Offenheit zu wahren und dem Versuch,

disziplinäre Grenzen zu überwinden; vgl. dazu Mikos, Cultural Studies im deutschsprachigen Raum, S. 181.

Permanente Aufklärung*

Über den Wandel der öffentlichen Wissensvermittlung in der Moderne

Kurt Imhof

Die über 200jährige Gesellschaftsformation Moderne ist ohne Öffentlichkeit *und* die darin stattfindende Wissensvermittlung nicht denkbar. Dieser Beitrag hat das Ziel, diesen Wissensvermittlungsprozess, seine Sozialfiguren und Relevanzstrukturen zu beschreiben. In der doppelten Beschränktheit im gegebenen Rahmen eines Zeitschriftenbeitrags und des errungenen Reflexionsstandes wird hier *erstens* ein kommunikationstheoretischer Bezugsrahmen für das Problem der Wissensvermittlung auf individueller und überindividueller Ebene entfaltet, um dann *zweitens* die fundamentale Wissensbedürftigkeit der ›Wissensgesellschaft‹ Moderne ebenfalls kommunikationstheoretisch zu begründen. Darauf aufbauend lassen sich *drittens* die wichtigsten Sozialfiguren und die Ressorts dieser Wissensvermittlung skizzieren. Bei diesen Sozialfiguren handelt es sich um den ›Experten‹, den ›Handelsredakteur‹, den ›politischen Redakteur bzw. Schriftleiter‹, den ›Kunst-, Literatur- und Musikkritiker‹, den ›Intellektuellen‹, den ›Priester‹ und schließlich um den modernen ›Journalisten‹. Im neuen Strukturwandel der Öffentlichkeit durchdringt die Sozialfigur des Journalisten alle Ressorts, die Wissensvermittlung in der Moderne entdifferenziert sich mitsamt den Ressorts und es verändert sich der Rationalitätsgehalt öffentlicher Kommunikation. Allerdings: Sozialfiguren sind nicht Täter, sie sind Bestandteil von sozialen Feldern, die sich verändern. Die sozialen Felder dieser Sozialfiguren sind die zu Ressorts geronnenen Relevanzstrukturen der leitmedialen Wissensvermittlung.

1. Kommunikationstheoretischer Bezugsrahmen von Wissensvermittlung

Das Wissen, das wir von der Welt haben, bewährt sich normalerweise in unseren Handlungssitua-

tionen. Die Welt, die uns in unseren Situationsketten entgegentritt, verhält sich dann so, wie wir es erwarten. Wenn dies nicht der Fall ist, erleben wir *Erwartungsenttäuschungen* und wenn wir diese nicht durch die Einsicht in ein Missverständnis, d.h. eine falsche Interpretation der Handlungssituation aus dem Weg räumen können, werden wir zu einem reflexiven Bezug auf unser Wissen über die Welt gezwungen.¹ Dann bricht die alltagspragmatische, *eindimensionale Relation* zwischen uns und der Welt auf, indem wir unser, durch die Handlungssituation hervorgehobenes Wissen und den entsprechenden Ausschnitt der Welt *gemeinsam* in den Blick nehmen und uns der grundsätzlichen Fallibilität unseres Wissens bewusst werden. Diese reflexive und außeralltägliche *Dreiecksrelation* animiert Verständigungsprozesse, um mit Dritten neue Interpretationen zu entwickeln oder um uns einfach belehren zu lassen. Diese Praxis der Verständigung über Problematisches in dieser Welt, das wir nun als Problem unseres Wissens wahrnehmen, wird auf diese Weise zu einem Problem *in unserer Kommunikation über diese Welt*. Die in diesem Prozess neu entwickelten Interpretationen oder die erhaltenen Belehrungen können sich dann wieder in Handlungssituationen bewähren, und wir können, wenn sie dies tun, wieder in unsere alltägliche eindimensionale Relation pragmatischen Handelns zurückkehren.

In diesem *Kreisprozess* zwischen situationsbewältigender Handlungspragmatik und reflexiver Einstellung erschließen wir die Welt (Habermas 1999: 7-64). Auf diese Weise funktionieren Lernprozesse, auf diese Weise wird Wissen generiert und tradiert. Wissen, das ist die Pointe des »linguistic turn« (Rorty 1969; 1981), ist damit kommunikativ strukturiert und deshalb intersubjektiv verfügbar. In unserer Sprache ist tradiertes Wissen enthalten und über sein Erlernen werden wir in die Welt hineinsozialisiert. Freilich ändern sich im Lebensverlauf die Formen und Orte dieses

* Dank der Einladung des European University Institute (EUI) konnte ich diesen Beitrag als Gast des Departement of History & Civilization schreiben.

¹ Weil wir sonst keine andere Wahl hätten, als die eingetretene Erwartungsenttäuschung in eine systematische *Enttäuschungserwartung* zu verwandeln und hinfert vergleichbare Handlungssituationen zu vermeiden.

Sozialisationsprozesses. Der »significant other« unserer Primärsozialisation wird durch den »generalized other« (Mead 1968) in Gestalt von Sozialisationsagenturen wie etwa das Bildungssystem und durch unsere Netzwerke abgelöst, in denen wir uns in unseren privaten und professionellen Rollen (in unseren Expertenkulturen) austauschen und über die entsprechenden Medien Wissen beziehen.

Der wichtigste »generalized other«, über den wir verfügen, ist freilich die öffentliche Kommunikation. In ihr und nur in ihr wird das, was wir als Gesellschaft bezeichnen, sichtbar. Nur weil wir dieses Zugangsportale haben, sind wir in der Lage, Handlungssysteme mit ihren Institutionen, Organisationen und Rollen in einen Bezug zu dieser Gesellschaft² zu setzen und auch Mitmenschen als Glieder dieser Gesellschaft wahrzunehmen. In der öffentlichen Kommunikation werden die partikulären Wissenswelten, in denen wir uns bewegen, überformt: in ihr erfahren wir laufend die *Relevanzen* derjenigen Arenen, deren Publikum wir sind. Hier erfahren wir auch laufend neue Interpretation in jenen Situationshorizonten, die durch diese Relevanzen herausgeschnitten werden.³

Diese Interpretationen lassen sich analytisch in die drei Weltbezüge gliedern, denen wir in *allen* Handlungssituationen ausgesetzt sind: Gegenüber den Sachverhalten der objektiven Welt operieren wir mit kognitiven Interpretationen; normative Interpretationen sind die Operationsregel gegenüber einer durch Normen und Werte strukturierten sozialen Welt und emotionale Deutungen beziehen wir aus unserer privilegiert zugänglichen subjektiven Welt und bewerten damit die objektiven und normativen Situationsbestandteile sowie und vor allem die emotionalen Situationsbeiträge Dritter (Habermas 1981, Bd. 1: 225-366). Entsprechend validieren wir (in reflexiver, lernender Einstellung) die in der öffentlichen Kommunikation erfahrenen kognitiven Interpretationen auf kognitive Weise, die normativen Interpretationen auf normative

Weise und die enthaltenen subjektiven Deutungen auf emotionale Weise.

Weil dies so ist, weil wir also die überindividuellen und nicht-partikularistischen Bestandteile unseres Wissens über die öffentliche, vorab medienvermittelte Kommunikation und in den dadurch ausgelösten interpersonalen Gesprächen reproduzieren, lohnt sich der Versuch diese Relevanzen und die darin fließenden gigantischen Ströme der Wissensvermittlung heuristisch zu fassen.

Diese Wissensvermittlung ist nun auf nicht zufällige Weise durch die *kognitiven, normativen und emotionalen Weltbezüge* strukturiert, denen wir in allen Handlungssituationen ausgesetzt sind. Die Struktur dieser Wissensvermittlung lässt sich an denjenigen Relevanzstrukturen öffentlicher Kommunikation ablesen, die sich in Redaktionen von Leitmedien insbesondere seit der Mitte des 19. Jahrhunderts ausgebildet haben: den *Ressorts*. Ressorts sind die zu sozialen Feldern geronnenen Relevanzstrukturen, in denen nicht nur spezifische Sozialfiguren der Wissensvermittlung reproduziert werden, sondern in diesen geronnenen Relevanzstrukturen reproduziert sich auch das »Weltwissen« in Form von Strömen von Kommunikationsereignissen, die wiederum ressortspezifischen sowie historisch variablen Nachrichtenwerten gehorchen.

Um die Begründungslast dieser These abzubauen, werden nun die Wissensbedürftigkeiten abgeleitet, die sich in der öffentlichen Kommunikation nach »dem Austritt aus dem Zaubergarten« religiösen Denkens (Weber 1973 [1916]: 444) stellen (2. Die Wissenssucht der Moderne). Auf dieser Basis lassen sich dann die Weltbezüge kognitiven, normativen und emotionalen Typs mit einer Beschreibung der wichtigsten Sozialfiguren des Wissensvermittlungspersonals *und* der Ressorts kombinieren. Über das Schicksal dieser Sozialfiguren lassen sich schließlich wichtige Veränderungen in der leitmedialen Kommunikation benennen (3. Weltbezüge, Sozialfiguren und Ressorts der öffentlichen Wissensvermittlung).

² Als lokale, regionale, nationale oder als transnationale Gesellschaft oder als Weltgesellschaft.

³ Diese Relevanzen öffentlicher Kommunikation lassen sich im Rahmen einer Relevanzstrukturforschung empirisch in drei Dimensionen fassen: Die Nachrichtenwerttheorie bestimmt Relevanzen in Gestalt abstrakter Nachrichtenwerte, die als internalisierte Selektionsinstanzen bei Journalisten fungieren. Über die leider nur schwach ausgebildete und vor allem fast ausschließlich organisations- und nicht wissenssoziologisch orientierte

Redaktions- und Ressortforschung lassen sich Bezüge zur strukturellen und kulturellen Dynamik institutionalisierter Ressorts hinsichtlich der Selektion und Interpretation von Nachrichtentypen herstellen. Schließlich und am konkretesten analysiert die (Schlüssel-)Kommunikationsereignisforschung diejenigen Vorgänge in der Welt in ihren temporalen, personalen und örtlichen Bezügen, die auch unsere interpersonale Kommunikation bestimmen, wenn wir uns über etwas in der Welt unterhalten (Imhof 1993: 11-60).

2. Die Wissenssucht der Moderne

Die Moderne wird zur Moderne, indem ihre Subjekte *sich selbst* als Produzenten sozialer Ordnung entwerfen. Sie machen dies, indem sie in der Aufklärungsbewegung die ›Vernunft‹ an die Stelle der ›Vorsehung‹ setzen (Imhof 2006 [1996]). Für die Dynamik dieser Moderne ist an diesem epochalen Vorgang entscheidend, dass ›ihr‹ säkulares Weltbild im Gegensatz zu allen vormodernen, religiösen Weltanschauungen keine *krisenresistente, überzeitliche Weltkomposition* mehr zulässt. Alleserklärende und überzeitliche Begriffe wie ›Schicksal‹, ›Vorsehung‹ und ›Fügung‹ verlieren in Sprache und Denken ihren unvergleichlich sinnstiftenden und komplexitätsreduzierenden Gehalt. Was vor sich geht, kann nun in der *öffentlichen Kommunikation* nicht mehr mit einer überzeitlichen, transzendentalen Figur erklärt werden, in der diese Vorsehung gründet. An deren Stelle tritt auf folgenreiche Weise der Anspruch auf Vernunft. Vernunft oder der ›Austritt aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit‹ (Kant 1912 [1784]: 36) ist jedoch an Zeit gebunden, weil es einen Emanzipationsprozess erfordert.

Eine zentrale Folge dieser Säkularisierung ist entsprechend die *Verzeitlichung*. Erst dem modernen Denken ist eigen, dass die Entwicklung von der Vergangenheit über die Gegenwart in die Zukunft als *irreversibler Vorgang* interpretiert wird, in dem *die Geschichte* als fortlaufender Prozess der Menschheitsrealisierung erscheint. Damit vollzieht sich diejenige grundsätzliche Wandlung des Zeitverständnisses, die Reinhard Koselleck als sprunghaft gewachsene Differenz zwischen »Erfahrungsraum« und »Erwartungshorizont« beschrieben hat (Koselleck 1979: 359).⁴ Der »Erwartungshorizont« schießt mit dem Beginn der Moderne weit über den »Erfahrungsraum« hinaus. Dieser Erwartungshorizont entsteht in der Perspektive geschichtsphilosophischen Denkens und zwar zunächst im Öffentlichkeitsverständnis der Aufklärungsbewegung: Darin verwandeln sich die Eschatologien der Vormoderne in *säkulare Zukunftserwartungen*, die über menschliches Handeln eingelöst werden

können, sofern dieses Handeln der Vernunft gehorcht. Dies ist dann und nur dann der Fall, wenn die Bürger sich wechselseitig Publikum sind und sich in freier Kommunikation selbst aufklären. Indem diese freie öffentliche Kommunikation Vernunft hervorbringt, sichert sie die Zivilisierung des Menschen wie der Gesellschaft. Dieser utopischen Hoffnung verdanken wir vieles, nicht zuletzt die demokratischen Institutionen des modernen Rechtsstaates, der diese freie Öffentlichkeit zu schützen hat (Imhof 2003: 25-57). Von dieser utopischen Hoffnung und den in ihrem Licht geschaffenen Basisinstitutionen der Moderne erben wir aber auch einen explodierenden Sinnbedarf, weil nun die außerweltliche Fügung in der öffentlichen Kommunikation keine Rolle mehr spielen darf. Die einst die soziale Ordnung insgesamt bestimmende, vormoderne Metaphysik zieht sich – unter Einbuße ihrer Geschlossenheit – in den vorerst unpolitischen Raum des Privaten zurück. Wenn nun aber die Welt und das Leben in ihr in der öffentlichen Kommunikation nicht mehr als Produkt außerweltlicher Fügung *hingenommen* werden können, dann entsteht ein gewaltiger Sinnbedarf und eine prinzipiell offene Zukunft, die nun beständig ›geschlossen‹, d.h. *erwartbar* gemacht werden muss. Die im Begriff der Fügung, also im Gottesbegriff, bis in die Vormoderne bewahrte Einheit des »Wahren«, des »Guten« und des »Schönen« wird durch die Rationalisierung aufgesprengt (Weber 1973 [1916]: 441-486): In der öffentlichen Kommunikation nach der Aufklärung sind magische Handlungen, Gebete, gute Taten und ein reines, ›absolutiertes‹ Gewissen keine Voraussetzungen mehr zur Beeinflussung realer Sachverhalte, wie etwa die Ernte. Im Zeichen der Vernunft wird das kognitiv Wahre, das normativ Gute und die innere Welt des Subjekts (die schöne Seele) in die unterschiedlichen Weltbezüge einer kognitiv zugänglichen objektiven Welt, einer normativ zugänglichen sozialen Welt und einer emotional bzw. emphatisch zugänglichen subjektiven Welt aufgetrennt.⁵ Der daraus hervorgehende Sinnbedarf lässt sich in fünf Dimensionen beschreiben:

- *Erstens* ist die moderne öffentliche Kommunikation *in der kognitiven Rationalitätsdimension*

⁴ »Meine These lautet, dass sich in der Neuzeit die Differenz zwischen Erfahrung und Erwartung zunehmend vergrößert, genauer, dass sich die Neuzeit erst als eine neue Zeit begreifen lässt, seitdem sich die Erwartungen immer mehr von allen bis dahin gemachten Erfahrungen entfernt

haben.« (Koselleck 1979: 359).

⁵ In Anlehnung an Max Weber bringt Jürgen Habermas diesen Rationalisierungsvorgang in seiner »Theorie kommunikativen Handelns« auf den Begriff des »dezentrierten Weltbildes« (Habermas 1981, Bd.1: 225-366).

durch das fundamentale Unvermögen belastet, für immer schon höchst sinnbedürftige Phänomene wie Katastrophen, Krisen, Kriege und Umbrüche religiöse Interpretationen verwenden zu können. Über diese selbst im religiösen Denken schwierigen Diskontinuitätsinterpretationen (Theodizeeproblematik) hinaus müssen in der öffentlichen Kommunikation die nun prinzipiell offenen Zukünfte, die »Erwartungshorizonte«, beständig geschlossen werden. In der öffentlichen Kommunikation muss sich also Erwartungsunsicherheit laufend in Erwartungssicherheit verwandeln, denn nur eine ›lichte‹ Zukunft macht Investitionen wahrscheinlich. Die Zukunft ist nicht mehr die ›Fügung‹ einer den Dingen innerlichen oder äußerlichen Wesenskraft (also den Menschen enthoben), sondern die unüberblickbare Summe *aller Folgen menschlichen Handelns sowie von Kontingenzen der Natur*. Dadurch wird die Moderne auf sich selbst zurückgeworfen. Dies konfrontiert diese Gesellschaftsformation mit dem herkulischen Problem, alle als relevant erscheinenden *Sachverhalte* durch eine prinzipiell unbegrenzte Summe von Ursache-Wirkungszusammenhängen erklären zu müssen. Diese Komplexitätszumutung führt zur Notwendigkeit, *kognitive Erklärungen* für alles (er)finden zu müssen, was für die Menschen positive oder negative Bedeutung erhält. Dies verschafft der Wissenschaft und der Technik – einer speziellen Form der Wissensproduktion – ihren Status in der Moderne. Damit tritt eine anforderungsüberlastete Vernunft an die Stelle der Vorsehung. Denn auf der Basis von Schicksal, Vorsehung oder Fügung ließ sich der moderne Kapitalismus mit seiner Angewiesenheit auf »Berechenbarkeit« und Investitionssicherheit nicht aufbauen.⁶ Die dieser wissenschaftlich-technischen Wissensproduktion entspringenden *Gesetzmäßigkeiten* sind nun aber im Unterschied zu den heiligen Wesenkräften in, über oder hinter den Dingen *normativ und moralisch blind*. Gebete, gute Taten und Opfergaben machen im Sinne des Wortes keinen Sinn mehr, um die Welt zu

beeinflussen. Das kognitiv Wahre und das normativ Gute treten auseinander. Der Anreiz Gutes zu tun, um die Welt über die Gnade Gottes beeinflussen zu können, entfällt. Die Gottesfrucht verliert ihre kollektive Bindungskraft und ihre im Zeitalter der Konfessionalisierung entfaltete zivilisierende Energie.

- *Zweitens*: Damit muss in der modernen öffentlichen Kommunikation *in der normativen Dimension* ein gewaltiger Aufwand betrieben werden, um die *soziale Ordnung* zu rechtfertigen. Insbesondere muss die Moderne, wie jede Gesellschaftsformation, das Fundamentalproblem *Ungleichheit* lösen. Ihr fehlt dabei jedoch das erfolgreiche Prinzip außerweltlich-religiöser und dadurch legitimer Differenzsetzung für ihre Macht- und Besitzdifferenziale. Die dauerhafte Reproduktion *legitimer* Ungleichheit setzt nun hochkomplexe Institutionen und Prozesse voraus, die der Legitimität bedürfen und die zumindest Chancengleichheit und Umverteilung ermöglichen.⁷ Damit ist das fundamentale Problem verbunden, das Gute und das Böse, das Gerechte und das Ungerechte *diesseits* religiöser Satzungen und der Überlieferung bestimmen und durchsetzen zu müssen. Entgegen den Annahmen der Aufklärungsbewegung können Tugendfragen bzw. die elementaren Fragen des guten und richtigen Lebens *nicht kognitiv gelöst werden*. Normative Fragen werden Bestandteil einer unaufhörlichen politischen Auseinandersetzung weltanschaulichen Charakters.
- *Drittens* verliert die öffentliche Kommunikation *in der emotionalen Dimension die identitätsstabilisierende Beziehung zum Göttlichen*, die insbesondere im Konzept der Sünde sowie in Begriffen wie ›Gewissen‹, ›Seele‹ und ›Talent‹ enthalten war. Damit wird der Mensch aus seiner vormodernen, konfessionell und obrigkeitsstaatlich geregelten Bindung zum Transzendenten und den daraus abgeleiteten Kollektividentitäten (»cuius regio, eius religio«) entlassen und der Kontingenz konkurrieren-

⁶ Die Rationalität des Kapitalismus ist, so Weber, »wesenhaft bedingt durch Berechenbarkeit der technisch entscheidenden Faktoren: der Unterlagen exakter Kalkulation. Das heißt aber in Wahrheit: durch die Eigenart der abendländischen Wissenschaft, insbesondere der mathematisch und experimentell exakt und rational fundierten Naturwissenschaften. Die Entwicklung dieser Wissenschaften und der auf ihnen beruhenden Technik erhielt und erhält (...) entscheidende Impulse von den

kapitalistischen Chancen, die sich an ihre wirtschaftliche Verwertbarkeit als Prämien knüpfen« (Weber 1973 [1920/1921]: 350).

⁷ Das Bildungssystem ist die wichtigste Institution in der Moderne, die auf legitime Weise Ungleichheit über Bildungsabschlüsse produziert. Dies setzt freilich die Erwartung auf Chancengleichheit voraus. Das politische System legitimiert Machtdifferenziale über Wahlen.

der religiöser Bindungsangebote da ausgesetzt, wo die moderne, säkulare Sinnstiftung systematisch versagt (Lübbe 1986).⁸ Individuelle wie kollektive Identität wird auf diese Weise gleichzeitig fragil und mehrschichtig wie politisch relevant. Neue *säkulare* Kollektivzugehörigkeiten müssen in den modernen *Nationalgesellschaften* über ein ethnisches, ebenfalls weltanschauliches Orientierungswissen stabilisiert werden, das die für die soziale Ordnung wie für die Demokratie notwendigen Loyalitäts- und Partizipationsdispositionen *unabhängig* von Gottesfurcht und der Herrschaftsgewalt des vormodernen Obrigkeitsstaats produziert.

Darüber hinaus ist das von Menschen geschaffene *Schöne* nicht mehr nur die kunsthandwerkliche – also über verliehene ›Talente‹ gekonnte – Zier beliebiger Artefakte zum Ruhme Gottes oder der davon abgeleiteten irdischen Macht, sondern das Produkt einer *eigenlogischen Entwicklung* (l'art pour l'art), die eine unüberblickbare Fülle subjektiver Expressionen als Kunst entlässt. Der Zugang zur Kunst, dieser Sphäre auf Dauer gestellter Externalisierung subjektiver Innerlichkeit, wird komplex. Damit ist auch der im religiösen Denken noch gegebene Zusammenhang des Schönen mit dem Wahren und dem Guten zerbrochen. Das Schöne ist nun weder wahr noch gut, sondern schlicht eigenlogisch (Luhmann 1986: 624).

- *Viertens* ist Moderne in der *Dimension ihrer strukturellen und kulturellen Komplexität und Dynamik* wesentlich anforderungsreicher als alle vormodernen Gesellschaften. Insbesondere ist die »offene Gesellschaft« (Popper) viel dynamischer als die hinsichtlich Statusallokation »geschlossene« Vormoderne. Für die Akteure der beschleunigten, fortschrittsorientierten Moderne ist das situationsadäquate ›Lesen‹ des Sozialen dadurch von beständig erneuertem Orientierungswissen in der öffentlichen Kom-

munikation abhängig (Koselleck 1973 [1959]).

- *Fünftens* schließlich entfaltet sich im neuen Raum *der öffentlichen Kommunikation* eine *völlig neuartige Pluralität der Perspektiven*, in der nicht nur traditionell-religiöse Sinnhorizonte zugunsten zahlloser neuer, säkularer Sinnangebote auf höchst konfliktreiche Weise erodieren (Kulturkämpfe), sondern diese Sinnangebote bedürfen selbst wiederum integrierender Interpretationen.

Diese Bedürftigkeit nach *Sachverhaltserklärungen* der objektiven Welt, *Rechtfertigungen* der sozialen Welt und *Überzeugungen* in der subjektiven Welt, nach Wissen in kognitiver, normativer und emotionaler Hinsicht also,⁹ die Notwendigkeit, dieses Wissen aufgrund der strukturellen Komplexität und der Dynamik der Moderne beständig zu erneuern und die interpretative Einordnung der Pluralität der Perspektiven *sind die Dimensionen der Wissenssucht der Moderne*. Der zentrale soziale Ort der Anfachung wie der Befriedigung dieser Wissenssucht ist seit über 200 Jahren die öffentliche Kommunikation geblieben.

3. Weltbezüge, Sozialfiguren und Ressorts der öffentlichen Wissensvermittlung

Diese Wissenssucht ist der Preis der Säkularisierung oder des »Austritts aus dem Zaubergarten«, wie Max Weber diesen epochalen Vorgang nennt. Und dieser Preis ist hoch. Wie hoch er ist, das lässt sich an der Wissensbedürftigkeit der Moderne bzw. an den Handlungssystemen, Institutionen, Organisationen und Rollen der modernen Wissensproduktion ermesen. Aus der Fülle dieser Handlungssysteme mit ihren Institutionen, Organisationen und Rollen, wie etwa die Wissenschaft¹⁰, die modernen Kirchen¹¹, die Kunst¹², das Bildungssystem¹³, das politische

⁸ Dies ist beim subjektiven Leiden wie Krankheit, Verlassenheit oder Tod und bei der Frage nach dem Grund der Existenz des Existierenden der Fall: »Dem Bewusstsein ist es unangemessen, den Tod als absolutes Nichts zu denken, das absolute Nichts denkt sich nicht.« (Theodor W. Adorno).

⁹ Auf den Unterschied dieser Wissensformen wird hier nicht eingegangen. Klar ist, dass sich *Sachverhaltserklärungen* wissenschaftlichen Typs von normativen *Rechtfertigungen* und von emotional verankerten *Überzeugungen* unterscheiden. In ihrer orientierenden Dimension in normalen Handlungssituationen haben sie jedoch eine

analoge Funktion. Rechtfertigungen und Überzeugungen haben dann einen »wissensanalogen« Status. Vgl. zu Rechtfertigungen: Habermas 1999: 271-318.

¹⁰ Produziert laufend Ursache-Wirkungserklärungen.

¹¹ Produzieren laufend transzendentalen Sinn für den Bourgeois und seine Familie (nicht für den Citoyen) und moralisch-normative Anmahnungen gegen die »materialistische Kultur« der Vernunft.

¹² Führt uns laufend die Kontingenz von Welterperspektiven vor und produziert Statusmerkmale.

¹³ Produziert laufend das gängige Bildungswissen und über Bildungszertifikate legitime Ungleichheit.

System¹⁴, die Justiz¹⁵ und die Wirtschaft¹⁶ werden hier die wichtigsten Sozialfiguren der öffentlichen Wissensvermittlung auch aus den genannten Teilbereichen skizziert. Im und zuhanden des Handlungsbereich(s) der auf öffentliche Kommunikation spezialisierten Medien¹⁷ finden wir die *wichtigsten Schlüsselrollen*, denen die Last der explizit *öffentlichen* Wissensvermittlung oblag und obliegt. Welche Sozialfiguren der Wissensvermittlung finden wir in diesem Terrarium, das in den Strukturwandel der Öffentlichkeit (Dewey 1954 [1927]; Habermas 1990 [1962]; Münch 1995; Imhof 2007) mehrfach umgestaltet worden ist?

- Der ursprünglich nur naturwissenschaftliche, medizinische und technische »Experte« für die Erklärung von als *wahr* geltenden Ursache-Wirkungszusammenhängen bzw. Sachverhalten; dann die erst viel später dazu stoßenden sozial- und geisteswissenschaftlichen Experten;
- der Vermittler von Handelsnachrichten, der »Handelsredakteur«. Hierbei handelt es sich um eine der ursprünglichsten Figuren *kognitiver* Wissensvermittlung;
- der weltanschauliche Interpret des *Guten* in Gestalt des politischen »Redakteurs« oder »Schriftleiters«;
- der »Kunst-, Musik- und Literaturkritiker« zur Einführung in die eigenlogischen Werte des *Schönen*;
- der »Intellektuelle« und der »Priester« zur *außeralltäglichen* und orientierungsstiftenden Verbindung der zerbrochenen Einheit des *Wahren, Guten und Schönen*;
- und schließlich und endlich aber erst spät, der moderne »Journalist« als professionalisierter Berichterstatter des unter Objektivitätsethiken beschriebenen »Nachrichtenwerthaltigen« in allen Ressorts, das vorab in Gestalt von *Abweichungen* vom *Wahren, Guten und Schönen* auftritt.

¹⁴ Produziert laufend legitime allgemeinverbindliche Entscheidungen und Machtdifferenziale.

¹⁵ Setzt laufend die allgemeinverbindlichen Entscheidungen an individuellen Fällen um und produziert Präjudizien.

¹⁶ Produziert laufend Güter, Dienstleistungen und Marktsignale.

¹⁷ Produziert laufend Kommunikationsereignisse und konstituiert gesellschaftsweite Wahrnehmung.

¹⁸ Die Dreiteilung der Welt in den Redaktionsorganisationen und ihren Ressorts wird hier am deutschen und deutschschweizerischen Beispiel gezeigt. Es ermangelt einer komparativen Ressortforschung, die in der Lage wäre, die professionalisierten Formen der Wissensvermittlung in den Zentrumsnationen vergleichend darzustellen. Dies würde es ermöglichen die unterschiedliche Strukturierung der Welt und die

Der Experte, der politische Redakteur, der Kunstkritiker und der Intellektuelle haben dieselben verwandten Ahnen, nämlich den Humanisten bzw. den »uomo universale« der Renaissance (Burke 1990 [1987]) und den Bildungsbürger der Aufklärungsbewegung (Dülmen 1986). Diese Ahnen hofften noch mit einiger Gewissheit, dass Fragen des *Wahren, des Guten und des Schönen* – mithin also alle Fragen – über die *eine* Vernunft gelöst werden können. Mit anderen Worten: Die Vernunft führt die Menschen zur Einsicht in die Gesetzmäßigkeiten des *Wahren und des Guten und des Schönen, d.h. in die Erkenntnis der Naturgesetze und der Sozialgesetze und der ästhetischen Gesetze*. Diese Utopie der Aufklärungsbewegung und ihres Bildungsbürgertums beruht auf dem freien Raisonement, freier Bürger in freier Öffentlichkeit und sie führt in der Perspektive der Aufklärung zum »Austritt aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit«. Im Masse jedoch, wie das *Wahre, das Gute und das Schöne* auseinander treten, im Masse also wie klar wird, dass das *Wahre* weder schön noch gut sein muss wie einst im religiösen Denken, spaltet sich die Zuständigkeit für dieses *Wahre, Gute und Schöne*, und es etablieren sich spezialisierte Rollen und Ressorts *der alltäglichen öffentlichen Vermittlung* unterschiedlichen Wissens.¹⁸

Für das *Wahre* bzw. das *Unwahre* – im allgemeinen Sinne für reale Sachverhalte – wurde bereits im aufgeklärten Absolutismus der »Experte« zuständig. Am Beginn der Moderne wurde die Sozialfigur des Experten auf dem Land durch Priester und Pfarrer verkörpert, also das öffentliche Personal der nach Aufklärung und Revolution und dann wieder nach der Restauration auf das private Seelenheil zurückgebundenen und *legitimationsentlasteten* Konfessionskirchen (Reinhart 1999: 62-86).¹⁹ Im 19. Jahrhundert lässt sich der öffentlich wirkende Experte fast ausschließlich in naturwissenschaftlichen, medizini-

zunehmende Konvergenz dieser Strukturierung herausarbeiten. Hierzu wäre es auch notwendig eine entsprechende Analyse der Korrespondentenbüros und der Nachrichtenagenturen und ihrem ressortspezifischem Output zu erarbeiten. Vgl. zur Geschichte der Redaktionsentwicklung in Deutschland sehr instruktiv: Wilke, 2002: 9-68.

¹⁹ Vorübergehend eroberten die Pfarrer als »Volkslehrer« eine Rolle als Aufklärer über Vernunft und Wissenschaft in der frühen Moderne. Sie waren die Experten auf dem Land, weil sie hier über die höchste Bildung verfügten und bei kognitiven Fragen nicht nur beigezogen wurden, sondern in dieser Periode aktiv Resonanz suchten. Entsprechend wurde die Pfarrerausbildung technisch-wissenschaftlich erweitert (Landwirtschaft, Landvermessung, Bautechnik). Vgl. hierzu: Reinhart 1999: 62-86.

schen und technischen Zusammenhängen beobachten. Generell treffen wir den Experten als wichtigsten Vermittler kognitiven Wissens über Sachverhalte mit Wahrheitsanspruch a) in hochinstitutionalisierten Sozialkontexten wie Gerichtssitzungen, Anhörungen in Enquêtes, in Gutachtertätigkeiten aller Art und in allgemeinbildenden Büchern für die verschiedensten Handlungsfelder wie etwa die Bildung, die Gesundheit, die Hygiene oder die Landwirtschaft; b) im Feuilleton (»gelehrte Beiträge«) und in den (Beilagen der) Zeitungen nach der Mitte des 19. Jahrhunderts und c) im »verspäteten Ressort« Wissenschaft, das sich im deutschsprachigen Raum in den reputationsstarken Leitmedien erst nach der Mitte des 20. Jahrhunderts ausdifferenziert (Hömborg 1989). In den Zeitungen wird der Experte ausschließlich für die Vermittlung kognitiven Wissens über die Natur, die Medizin und die Technik zuständig. Sein Selbstverständnis ist dasjenige eines Wissenschaftlers, der einem bildungsbürgerlichen Publikum Gesetzmäßigkeiten der Welt »realer« Sachverhalte erläutert, die der Vernunft zugänglich sind (Daum 1998). Diese Sozialfigur steht in der Tradition des positivistischen bzw. sensualistischen Selbstverständnisses der frühmodernen Wissenschaft und entfaltet sich im Rahmen der ungeheueren Bedeutungssteigerung der Wissenschaft in und nach der Aufklärung. Diese Sozialfigur beschreibt die Welt bis heute äußerst wirkmächtig als etwas, das über kontrollierte Beobachtung und Experiment im wissenschaftlichen Erfahrungswettbewerb immer genauer beschrieben werden kann. Mit anderen Worten: es ist diese Sozialfigur, die wider alle erkenntnistheoretische Einsicht einen essentialistischen, abbildtheoretischen Wahrheitsbegriff durch die ganze Moderne hindurch aufrechterhält und uns die Welt auf diese Weise vor Augen führt.²⁰ Diese Sozialfigur ist praktisch unsterblich; sie ist direkt mit dem rein *kognitiven* Vernunftideal der Moderne verknüpft. Allerdings wird diese Sozialfigur in der leitmedialen Kommunikation ihrer Selbständigkeit enthoben. Darauf wird zurückzukommen sein.

Der Handelsteil, der sich mitsamt dem entsprechenden »Handelsredakteur« bereits vor der Mitte des 19. Jahrhunderts als eigenständiges

Ressort ausdifferenzierte, behielt bis zum letzten Drittel des 20. Jahrhunderts weitgehend seine bereits im vormodernen Zeitungswesen ausgebildete Charakteristik. Diese kann als Reihung von abstrakter werdenden Korrespondenznachrichten und Verlautbarungen beschrieben werden. Mit dem Unterschied freilich, dass nun politische Nachrichten nicht mehr mit Handelsnachrichten vermischt werden, wie in der traditionellen Zeitungsproduktion des 17. und 18. Jahrhunderts, in der Nachrichten mehr oder weniger entsprechend ihres Eintreffens in die Zeitung gesetzt wurden. Handelsnachrichten stellen schon seit dem 17. Jahrhundert eine spezielle Form der Wissensvermittlung dar. Im Maße der Professionalisierung des europäischen Handels verkürzen sich die Handelsnachrichten auf verdichtete Meldungen ökonomischer Leistungsfähigkeit und auf Informationsreihen (in der abstraktesten Form von Preisen), die sich erst durch das Vorwissen der Mitglieder der Expertenkulturen des Marktes in handlungsrelevantes Wissen verwandeln. Der Markt erscheint im Handelsteil als etwas, das unzählige Einzelhandlungen automatisch reguliert und Gleichgewichtsgesetzen gehorcht, die eine mathematisierte Naturwissenschaft auch der Natur zuschreibt. Damit scheinen die naturwissenschaftsanaloge Zeitreihen der Marktbewegungen auch im Selbstverständnis des spezialisierten Publikums aus Aktienbesitzern, Bankiers und Handeltreibenden einen Ausschnitt aus der Welt zu beschreiben, der nach vergleichbaren Gesetzmäßigkeiten (allem voran Nachfrage und Angebot) funktioniert, wie die naturale Welt realer Sachverhalte. Diese Weltabbildung führte zu der bis in die Gegenwart relevanten, weltanschaulichen Position einer natürlichen, »wahren« Ordnung des Marktes, einer Ordnung die im Sinne der unsichtbaren Hand von Adam Smith die menschlichen Angelegenheiten automatisch so regelt, dass das Glück für alle erreicht wird. Die daraus hervorgehende, äußerst wirkmächtige Vorstellung begründet nicht nur die dem modernen Staat prinzipiell kritisch gegenüberstehende liberale Demokratie- und Staatstheorie, sie spiegelt sich auch in wissenschaftlichen Schulen der Ökonomie, die früh damit begannen, die Regularitäten des Marktes gleich zu beschreiben, wie die Naturwissenschaftler die Regularitäten der Natur

²⁰ Der Erfolg dieses essentialistischen Wahrheitsbegriffs basiert auch darauf, dass wir dieses Wahrheitsverständnis in unseren alltäglichen Situationsbewältigungen verwenden. Solange wir mit unseren Situationsinterpretationen Erfolg haben ist es pragmatisch davon auszugehen, dass unsere Interpretationen die Welt

abbilden. Erst wenn wir scheitern sind wir im Modus reflexiven Handelns und Kommunizierens genötigt, diese Abbildtheorie punktuell zu hinterfragen, um dann aber sofort wieder zu ihr zurückzukehren, wenn wir etwas Neues gelernt haben. Vgl. hierzu den ersten Abschnitt.

Im Handelsteil spiegelt sich somit eine zutiefst *unpolitische*, rein positivistische Wissensvermittlung über eine objektive Welt realer Sachverhalte, also eine Welt, die man nicht im Sinne der Hermeneutik verstehen, sondern nur über Gesetzmäßigkeiten erklären kann. Entsprechend interpretiert der Handelsredakteur nicht, er bildet vielmehr eine aus dem Politischen ausdifferenzierte Ökonomie ab, die nach Eigenlogiken funktioniert. Diese Sozialfigur des positivistischen und dienstleistenden Handelsredakteurs ist gestorben. Er erlitt das Schicksal des Outsourcings, und an seine Stelle tritt der Wirtschaftsjournalist.

Für Fragen des Guten und Gerechten – im allgemeinsten Sinn für die soziale und politische Ordnung – waren in den ursprünglich wichtigsten Massenmedien, in den »Weltanschauungsorganen« oder Parteizeitungen der zweiten Hälfte des 19. und im 20. Jahrhundert(s) strikt die »Redakteure« oder »Schriftleiter« zuständig. Ihr primäres Ressort war die Politik, das sich in manigfache Teilressorts aufgliederte,²¹ über die der »Chefredakteur« bzw. der »Hauptschriftleiter«²² besonders wachte. Das Publikum dieser Sozialfigur ist das parteipolitisch segregierte Milieu liberaler, sozialistischer oder konservativer Provenienz, die konkurrierenden Parteizeitungen und der Staatsbürger. Die gut gebildeten Redakteure, Redaktoren oder Schriftleiter, die sich nach 1848 in der Schweiz wie in Deutschland vermehrten (Wilke 2002: 15-31),²³ bildeten die intellektuellen Speerspitzen der politischen Parteien und Verbände, und sie waren entsprechend zutiefst durch ihr politisches Selbstverständnis geprägt. Die spätere Rollenteilung von Politiker und Journalist wäre ihnen nie in den Sinn gekommen. Ihnen oblag es, den Lauf der Dinge wie den Zustand der sozialen Ordnung mit der eigenen *Geschichtsphilosophie* in Beziehung zu setzen, also »richtig« zu interpretieren. Zuvor, also noch in den Periodika der Aufklärungsgesellschaften, wurden Fragen des

Wahren, des Guten und des Schönen, also naturale, technische, medizinische *genauso* wie soziale, pädagogische, kulturelle, sittliche, ökonomische *und* künstlerische Themen gleichberechtigt im Glauben an die erleuchtende Kraft aufklärungswissenschaftlichen Denkens abgehandelt (Böning 2003; Dülmen 1994; Im Hof 1982; Zaunstöck 1999). In den »weltanschaulichen« Gesinnungs- bzw. den politischen Milieumedien ab der Mitte des 19. Jahrhunderts (Langewiesche 1998; Wilke 2003: 151-168) kamen nun *die Fragen des Guten*, mithin alle Fragen der sozialen Ordnung, also die sozialen, sittlichen und politisch-ökonomischen Themen (außer dem Handelsressort, siehe oben) in den Sog weltanschaulichen Denkens. Freilich erfolgte diese politische Aufladung durch die Redakteure im Gestus eines Wahrheitsanspruchs, der aus der Weltanschauung abgeleitet wurde. Die Fragen sozialer Ordnung und damit die normativen Probleme der modernen Gesellschaft wurden im Licht eines *kognitivistisch strukturierten ideologischen Überbaus* gelöst, eines Überbaus, der den normativen Aussagen die Weihe einer wissenschaftsanalogen Begründung verlieh. Dieser Quasi-Kognitivismus sorgte für eine Berichterstattung, in der permanent Ableitungen aus der Weltanschauung die Deskription politischer Probleme und die Auseinandersetzungen mit den anderen Parteizeitungen anleiteten. Dadurch, dass sich die Parteizeitungen in ihrer Auseinandersetzung wechselseitig Publikum waren, wurden den Lesern aus den jeweiligen Parteimilieus anhand der politischen Konflikte immer gleichzeitig die weltanschaulichen Grundpositionen vermittelt.²⁴ Diese wissenschaftsanaloge Beweisführung, die auch heute noch (wenn auch unter anderen Bedingungen) weltanschauliche Auseinandersetzungen kennzeichnet, führte zur Tradition der (wechselseitigen) Ideologiekritik und damit auf eine Metaebene öffentlicher Kommunikation, auf der die Redakteure gegen die Unterstellung der Interessengebundenheit ihrer Weltanschauung kämpften und die Plausibilität ihrer

²¹ Oft in die Ressorts Innen- und Außenpolitik und Lokales, aber auch in Gliederungen wie etwa bei der Frankfurter Zeitung, die politischen Geltungsräumen des Deutschen Reiches entsprach. Daneben führten politische Grundfragen zu Ressorts, wie die Sozialpolitik oder Militär- und Kolonialfragen.

²² (Chef-)Redakteur war gebräuchlicher. Der Begriff Schriftleiter wurde dann im nationalsozialistischen Sprachpuritanismus zentral (Schriftleitergesetz 1933).

²³ Die Redaktionsforschung in Deutschland zeigt, dass die Ausdifferenzierung der Redaktionen aus dem »korrespondierenden Journalismus« des 17. und 18. Jahrhunderts erst nach dem Ende der Restauration und vor allem ab 1848 einsetzte. Die Elimination des

staatlichen Anzeigenmonopols wie etwa 1850 in Preußen und das Reichspressegesetz 1874 führten nach der Schweiz auch in Deutschland zur Entfaltung des Pressewesens und zur Beschleunigung der Ausdifferenzierung der Redaktionen.

²⁴ Dieser Duktus der politischen Berichterstattung führte in hoher Dichte zu Beiträgen gerade auch auf der Frontseite, die in ihrer historisch-analytischen Beweisführung außerordentlich hohe Anforderungen an das Publikum stellten. Diese, auf hohem Niveau angelegten, weltanschaulichen »Bleiwüsten« spotteten jeglicher Nachrichtenwertorientierung, sie folgten ausschließlich einer gesinnungsethischen Motivation. Vgl. hierzu Imhof 1999: 453-466.

Perspektiven unter Beweis zu stellen versuchten. Diese weltanschauliche Verankerung der öffentlichen Kommunikation ist auch ursächlich dafür, dass in der Ära der Parteizeitungen die Vertreter der Geistes- und Sozialwissenschaften keine Chance hatten, einen Expertenstatus in der öffentlichen Kommunikation zu erlangen.²⁵ Die politischen Redakteure fanden sich im Licht ihres ›normativen Wahrheitsanspruchs‹ für alle Fragen der sozialen Ordnung zuständig. Als Ausnahme fanden Nationalhistoriker und Vertreter der politischen Ökonomie dann Resonanz in den Parteiorganen, wenn ihre Perspektive der entsprechenden Weltanschauung entsprach. Mit dem Ende der Ära der Parteizeitungen, die die Leitmedien der kontinentalen Moderne bis über die zweite Hälfte des letzten Jahrhunderts verkörperten, stirbt die Sozialfigur des politischen Redakteurs und mit ihr *eine kognitiv-normative Wissensvermittlung* über alle Fragen der sozialen Ordnung, die beim Publikum nicht nur hohe Wissensanforderungen geschichtsphilosophischen Typs stellte, sondern die entsprechenden Fähigkeitskapitalien auch permanent vermittelte. Mit Ausnahme des Totalitarismus und seiner Geschichtsphilosophie war die Moderne *als Moderne* in dieser leitmedialen öffentlichen Kommunikation im Prisma seiner Hochideologien permanent Thema. Und diese Hochideologien sorgten für unterschiedliche redaktionelle Relevanzstrukturen und damit für eine Pluralität der Perspektiven, die nicht nur den seismographischen Gehalt öffentlicher Kommunikation auf hohem Niveau hielt, sondern auch für weltanschauliche Lernprozesse verantwortlich war. Die Problematisierungen sozialer Ordnung aus liberaler, konservativer und sozialistischer Perspektive wirkten als wechselseitige Irritationen und sorgten insbesondere in Krisenperioden für qualitative Sprünge in der Binnendogmatik von Ideologien.²⁶

Während der politische Redakteur ab der Mitte des 19. Jahrhunderts mitsamt seinen Ressorts das ganze Feld *zwischen* Natur, Tech-

nik, Medizin und Handel auf der einen Seite und der Kunst auf der anderen Seite besetzt, wird das ›Künstlerische‹ zusammen mit dem Geniebegriff der Romantik (Hauser 1978: 635-637, 717) immer mehr als Ausdruck der subjektiven Innerlichkeit schöpferischer Genies begriffen und durch eine weitere Sozialfigur vermittelt. Dem ›Kunst-, Musik- und Literaturkritiker‹ obliegt die Validierung des Authentischen, des Künstlerischen, Ausdrucksstarken, Stilgerechten und Geschmackvollen. Sein Ressort ist das Feuilleton und sein Publikum ist ausschließlich das Bildungsbürgertum. Letzteres geht auf die Aufklärungsbewegung des 18. Jahrhunderts zurück, in der sich eine bürgerliche Öffentlichkeit noch vor ihrer Politisierung zunächst als literarische ausbildet (Habermas 1990 [1962]; Bourdieu 1999; Imhof 2006 [1996]). In den Salons des Adels, in Kaffeehäusern, im Theater und in Lesegesellschaften etabliert sich ein sophistizierter Kunstgenuss, der sich dezidiert von der bloßen Emotionalität der Volkskultur absetzt und gerade dadurch zu einem Statusmerkmal des Bildungsbürgertums wird. Im Masse wie auch das Mäzenatentum auf bürgerliche Schichten übergeht, etabliert sich der Kunsthandel, der seinen Teilnehmern ein kompliziertes Wissen abverlangt, in dem das laufend wechselnd Gängige fein vom Avantgardistischen unterschieden werden muss. In den Kommunikationsereignissen der Kunstöffentlichkeit bildet sich der Geschmack des gehobenen bürgerlichen Publikums, der wiederum in den interpersonellen Gesprächen in den Erscheinungsräumen dieser Öffentlichkeit, in den Kunst-, Theater- und Opernhäusern und im bürgerlichen Salon bewiesen werden muss. Zuhanden dieses Publikums funktioniert der hochgebildete Kunst-, Literatur- und Musikkritiker als eine Seinesgleichen scharf konkurrenzierende Validierungsinstanz. Er operiert mittels einer kritischen Berichterstattung, die *kognitiv-deskriptives* Wissen über Kunststile, Darstellungsformen und -traditionen mit *ästhetisch-expressiven* Äußerungen des Genusses oder Missfallens *verbindet*. Ersteres

²⁵ Selbstverständlich beförderte diese weltanschauliche Nutzung der Geistes- und Sozialwissenschaften auch die ›Verweltanschaulichung‹ dieser Wissenschaften, gegen die insbesondere Max Weber mit aller Verve kämpfte. Gleichzeitig entwertete sich sukzessive die Überzeugung der Aufklärung, dass das selbst schon sinnerfüllte ›Politische‹ auf die gleiche Weise wie das ohne Eigensinn ausgestattete ›Naturale‹, ›Medizinische‹ und ›Technische‹ erklärt werden kann, d.h. über Gesetzmäßigkeiten, die den beobachteten Zusammenhängen ohne Zutun der Menschen innewohnen. Beides, die weltanschaulichen Auseinandersetzungen wie der Verlust der Hoffnung das Soziale gleich wie das Naturale erklären zu können,

führten zu einer bis in die Gegenwart reichenden Marginalisierung der Sozial- und Geisteswissenschaften gegenüber den Natur-, den Medizin- und den technischen Wissenschaften.

²⁶ Exakt dieser Prozess führte historisch zum sozialmarktwirtschaftlichen Gesellschaftsmodell, das zunächst in der Krise der 1930er Jahren in der Schweiz, in Schweden und Großbritannien sowie im New Deal in den USA geboren wurde und sich nach dem Zweiten Weltkrieg in allen westlichen Zentrumsnationen durchsetzte, um dann in der Krise der 1970er Jahre wieder zu erodieren. Vgl. Imhof 1999: 453-466; 2005: 15-35.

dient dem komplizierten Nachweis des Authentischen und Originellen, das aber trotzdem als Ausdruck und Fortschreibung kanonisierter abendländischer Kultur zu gelten hat. Letzteres konnte nicht in Widerspruch zu Ersterem stehen, den Kunstgenuss setzt ihren Status voraus. Gerade die *kognitiv-ästhetische*, kunsthistorische Formatierung dieser öffentlichen Kommunikation sicherte ihr die Weihe des Bildungswissens, in das der bürgerliche Nachwuchs im humanistischen Gymnasium systematisch eingeführt wird. Die Sozialfigur des Kunst-, Literatur- und Musikkritikers liegt im Sterben.

Diese Arbeitsteilung in der Interpretation der Welt zwischen den Zentralressorts (politischer Redakteur), dem Handel (Handelsredakteur) dem Feuilleton und den Beilagen (Kunstkritiker, Experte) wird nur in Krisen, Umbrüchen und Katastrophen durch zwei Sozialfiguren durchbrochen, den »Intellektuellen« und den »Priester«.

Der öffentlich wirksame Intellektuelle (Bourdieu 1991; Charle 1996; Giesen 1993; Giesen 1999; Müller-Doohm 2001) ist eine höchst diskontinuierliche öffentliche Sozialfigur. Sie entsteht in den Stürmen der Revolutionen und tritt nur dann hervor, bzw. sie hat mit ihren Interventionen nur dann politisch *relevante* Resonanz, wenn das Bedürfnis nach Orientierungswissen außerordentlich groß ist. Dies ist in Krisen- und Umbruchphasen, in Zeiten intensiver äußerer Bedrohung und bei Katastrophen der Fall. In diesen Situationen ist eine Orientierungsleistung gefragt, die *Sachverhaltsfeststellungen* wieder mit normativen *Rechtfertigungen* und einem authentischen moralischen Urteil – einer *Überzeugung* – verbindet. Es handelt sich hierbei insbesondere um Figuren, wie prototypisch Emile Zola (Gilcher-Holtey 1997: 61-70), die kraft der *Kombination* von Sachverhaltsdarstellungen, grundsätzlicher normativer Maßstäbe und daran geknüpfter moralischer Überzeugungen, in Zeiten von Orientierungsunsicherheit Resonanz erzielen. Diese Typik intellektueller Interventionen kommt bei gesteigertem Sinnbedarf deshalb zur Geltung, weil weder das kognitive Sachverhaltswissen des »Experten«, schon gar nicht das positive Wissen des »Handelsredakteurs«, noch das kognitiv-normative Wissen des politischen »Redakteurs« und auch nicht das kognitiv-ästhetische Wissen des »Kunstkritikers« ausreicht, um die Welt sinnstiftend zu interpretieren. Es sind dies diejenigen Perioden, in denen auch die Figur des charismatischen politischen Führers erhöhte

Chancen hat (Marx 1981 [1852]; Weber 1985 [1921]: 654-722). Freilich versucht die prekäre öffentliche Sozialfigur des Intellektuellen (Kohler 1992: 27-37; Lepenies 1992) die verlorene Einheit des religiösen Weltbildes in der Regel mit säkularen Mitteln zu reproduzieren. In dieser unmöglichen Ganzheitlichkeit operiert die Sozialfigur des Intellektuellen in einer vergleichbaren Lage, wie die Sozialfigur des »Priesters« (außerhalb der Medienformate, die man dem Konfessionellen an kirchlichen Feiertagen auch in der Moderne noch zugestand), der nach der Verabschiedung der kollektiven Vorsehung, diese in denselben Unsicherheitskontexten wieder zur Geltung bringen kann. Durch den Priester und den charismatischen politischen Führer werden dann wieder transzendente Sinndeutungen in die öffentliche politische Kommunikation eingebracht: die Nationalgesellschaft und ihr Schicksal bis hin zur öffentlichen Anrufung göttlicher Vorsehung sind 1870/71, im Ersten Weltkrieg und in der darauf folgenden klassenantagonistischen Krise, wie aber auch während der Krise der 1930er Jahre durchaus üblich. In Schlüsselkommunikationsereignissen wie »9/11« können wir vormoderne apokalyptische Interpretationen auch in der Gegenwart finden (Imhof 2004: 145-164; Soeffner 2004: 62-85). Das politische Personal bedient sich der Semantik der »Vorsehung«, des »Schicksals«, der »Fügung« und des »Teuflischen« bzw. der »Achse des Bösen« und profitiert von der damit verbundenen und im Metaphysischen verankerten Charismarendite.

Während also der »Priester« und der »Intellektuelle« in der medienvermittelten öffentlichen Kommunikation diskontinuierliche und außeralltägliche Erscheinungen nicht nur, aber vorab des Feuilletons sind, konnte man sowohl den »politischen Redakteur«, den »Handelsredakteur«, den »Kunst-, Literatur- und Musikkritiker« wie den »Experten« mehr oder weniger alltäglich beobachten.

Damit wird in der öffentlichen Kommunikation wie in der Sprache der Moderne die politische, also die *soziale Welt* allgemeinverbindlicher Normen, Werte, Institutionen und Verfahren von der naturalen, *objektiven Welt* realer Sachverhalte, inklusive der Volatilitäten des Marktes *getrennt*. Und diese beiden äußeren Welten werden wiederum von der *subjektiven Welt* inneren Erlebens und dessen künstlerischem Ausdruck *geschieden*. Der »Austritt aus dem Zaubergarten« führt also zur »Dezentrierung« (Habermas 1981, Bd. 1: 225-366) der im Gottesbegriff noch

zusammengehaltenen, wahren, guten und schönen Welt gerade im Medium der öffentlichen Kommunikation. Die Aufklärung, die in ihren Anfängen noch glaubte, alles der Vernunft überantworten zu können, splittert diese Welt in drei Teile. Diese *Dreiteilung*, die das moderne Denken wie die Sprache kennzeichnet, hat ihren zentralen sozialen Ort: die Öffentlichkeit. Sie und nicht die Privatheit (in der die Metaphysik, magische Handlungen, Rituale und Gebete durch die ganze Moderne hindurch ihren Platz bewahren) ist es, die das Erbe der Aufklärung antritt. Entsprechend repräsentiert sich diese Dreiteilung der Welt auch in den Redaktionsstrukturen bzw. den Ressorts der Weltbeschreibung *kognitiven, kognitiv-normativen und kognitiv-ästhetischen Typs*. Die Zeitungen gliedern sich in die klassischen Ressorts Politik (zumeist innere und äußere Politik, Lokales²⁷), Handel, Wissenschaft (bzw. Medizin und Technik) sowie »Feuilleton« und »Vermischtes«. Das Feuilleton wird der Komplexität der modernen Gesellschaft dadurch gerecht, dass es die handlungsbereichspezifischen Teilöffentlichkeiten Wissenschaft, Kunst, Literatur und Pädagogik spiegelt und Raum gibt, um dem politischen Ereignisstrom reflexiv, mithin also unter Berücksichtigung von erweiterten Zeithorizonten sowie der Wirkungen der öffentlichen Resonanz selbst zu beleuchten (Todorow 2006). »Vermischtes« repräsentiert zum einen das, was die Zeitung des 17. und 18. Jahrhunderts zur Gänze darstellten, und zum anderen wird »Vermischtes« zum Ressort des Human Interest, einem Ressort das sich – neben dem »Sport« – generell in der Zwischenkriegszeit und speziell in den Geschäfts- und Forumsmedien entfaltet. Mehr noch in »Vermischtes« als im Ressort »Sport«, in dem lange nicht viel mehr als Resultate abgebildet wurden, etabliert sich eine Berichterstattung, die sich auf Unterhaltungsaffekte spezialisiert, die in erster Linie die Emotionen des Publikums und nicht ihre kognitiven Fähigkeiten ansprechen.²⁸ Nur in den totalitären Regressionsperioden der Moderne wird diese säkulare dreifaltige Ablösung der vormodernen heiligen Dreifaltigkeit im Rah-

men totaler Weltanschauungen teilweise aufgehoben. Der Nationalsozialismus, der Faschismus und (eingeschränkt) der Stalinismus zeichnen und bestimmen eine Welt, in der das Politische als eine außermenschliche, *naturale Gewalt* erscheint, die alles durchwirkt, zu ihrem »natürlichen« Recht drängt und dabei nicht nur eine nationalsozialistische, stalinistische oder faschistische Gesellschaft mitsamt den dazu passenden Menschen sondern auch eine nationalsozialistische, stalinistische oder faschistische Kunst und Wissenschaft hervorbringen will (Arendt 1986 [1955]; Duchkowitsch 2001; Frei/Schmitz 1999; Rahms 1997; Solek/Saldern 1988). Nur diese totalen Weltanschauungen reproduzieren die verlorene Einheit religiösen Denkens soweit, dass den Führerfiguren in der öffentlichen Kommunikation wieder erfolgreich ein *religionsanalogen* »Charisma« (Weber 1985 [1921]: 654-722), also die Gnadengaben der vormodernen Zauberer, Magier und Propheten zugesprochen werden kann. Nur in den entsprechenden Gesellschaftsmodellen kann der Führer alles Politischen wieder gleichzeitig begnadeter Schöpfer in Wissenschaft und Kunst sein. Dadurch werden auch Wissenschaft und Kunst wieder politisch.²⁹ Außerhalb dieser Regressionsperioden der Moderne bleibt jedoch die objektive, die soziale und die subjektive Welt in der öffentlichen Kommunikation getrennt.

Freilich ist diese Trennung, wie gezeigt, gerade in den Parteiorganen eine zum *Kognitiven* hin moderierte Trennung. Die wissenschaftsanaloge Ableitung normativer Positionen aus Weltanschauungen sowie die wechselseitige Ideologiekritik in den politischen Ressorts und die kognitiv-ästhetische Kritik gegenüber dem Kunstschaffen im Feuilleton zeugen von einem bildungsbürgerlichen Habitus in jenen sozialen Feldern, die diese Ressorts darstellen. Im Masse der Konkurrenzierung der Parteiorgane durch die Geschäftspresse wurde dieser Habitus zum Merkmal des »Qualitätsblatts«, ein Merkmal, das noch bis in die Gegenwart Geltung hat. Denselben Duktus

²⁷ Vgl. zur Bedeutungssteigerung des Lokalteils und unterhaltender Beiträge inkl. Klatsch im Kontext eines ersten Kommerzialisierungsschubs der Presse bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. (Melischek/Seethaler 2005: 52-92).

²⁸ Die Privatisierung des Öffentlichen beginnt im Ressort »Vermischtes« aus dem sich wiederum das Ressort »Gerichts- bzw. Kriminalberichterstattung« ausdifferenziert. Dieses Ressort wird zum wichtigsten Einfallstor des Privaten ins Öffentliche, weil anhand der

Umstände und Motivstrukturen von Gewaltverbrechen das Privateste öffentlich gemacht werden kann (Imhof 1999: 717-732).

²⁹ Vgl. hierzu illustrativ die Analyse der Berichterstattung in der Frankfurter Zeitung über die Ausstellung »Entartete Kunst« 1937 und den Film »Jud Süß« 1940. Die FZ hatte die größten Freiheitsspielräume in der Berichterstattung, musste aber selbstverständlich auch die zentralen Begriffe der Weltanschauung und damit die Rassenlehre verwenden (Michalske 2001: 170-193).

treffen wir ursprünglich auch im öffentlich-rechtlichen Rundfunk, der noch als ursprüngliches »Distanzmedium« (Neumann-Braun 1998: 77-92; Lucht 2006) die Ressorts des Zeitungswesens adaptierte.

Generell zeigt die Redaktionsforschung bis in die 1990er Jahre eine bemerkenswerte Stabilität der Ressortaufteilung, die sich in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg auch gegen die angelsächsische Traditionen behauptete.³⁰ Die klassische Redaktionsorganisation wird bei den Leitmedien (mit der bedeutenden Ausnahme der Boulevardmedien) erst seit der Dualisierung des öffentlich-rechtlichen Rundfunks einerseits und der verschärften Marktorientierung im Zeitungswesen ernsthaft tangiert (Jarren/Donges 1997; Blöbaum 2006). Beides ist Bestandteil des neuen Strukturwandels der Öffentlichkeit, der in kürzester Form als Ausdifferenzierung der Medien aus der Politik und der Orientierung der Medienorganisationen an der Marktlogik beschrieben werden kann. Allem voran lässt sich der Zerfall der Redaktionsorganisation bei den Regionalradios beobachten: Im Maße, wie jeder redaktionelle Mitarbeiter für alles zuständig ist, konzentriert sich die Berichterstattung von Politischem, Wissenschaftlichem, Künstlerischem, Wirtschaftlichem, Sportlichem mangels ressortspezifischen Kompetenzen auf Narrationen über einzelne Protagonisten, die möglichst personalisiert dargestellt werden. Damit verschiebt sich der mediale Inhalt, noch stärker als das bei Boulevardzeitungen der Fall ist, weg von kognitiven Sachverhaltsdarstellungen und normativen Auseinandersetzungen hin zur moralisch-subjektiven Charakterisierung von möglichst prominenten Personen und allen Arten von Opfern. Daneben entdifferenzieren sich auch die Ressorts in den Regionalzeitungen und in den Qualitätsmedien. Damit *erodieren* die ressortspezifischen Relevanzstrukturen zugunsten einer Vereinheitlichung der Selektions- und Interpretationslogiken (Personalisierung, Skandalisierung und Konfliktstilisierung). Dies verschärft den Wettbewerb innerhalb des Mediums um das »Storyplacement«, die Sparten verwischen und es erweitert sich das Spektrum prominent platzierter Themen. Allerdings vollzieht sich dies auf Kosten der Selektions- und Interpretationsvielfalt im Rahmen eines pro-

fessionalisierten Journalismus, der auf Abweichungen vom Wahren, Guten und Schönen eingestellt ist.

Damit lassen sich die Effekte des neuen Strukturwandels der Öffentlichkeit auch bei den qualitätsorientierten Leitmedien darstellen. Anhand der verstorbenen Sozialfiguren der Wissensvermittlung zum einen, der journalistischen Vermittlung der noch lebenden Sozialfiguren zum zweiten, wird klar, dass die *Entdifferenzierung* der Redaktionsorganisation, die wir bei den Boulevardzeitungen in deutschen Sprachraum schon in den 1950er und 1960er Jahren und bei den (privatrechtlichen) elektronischen Medien von Beginn an, d.h. seit den 1980er Jahren beobachten können, bei den Qualitätsmedien zunächst *umgekehrt* in Gestalt der *Durchdringung aller Ressorts durch dieselbe Sozialfigur* stattfindet: den »Journalisten«. Die Ausdifferenzierung dieses Allzweckvertreters der Expertenkultur des Nachrichtenwerthaltigen in allen Ressorts und damit die Professionalisierung eines eigenständigen Berufsstandes öffentlicher Wissensvermittlung *ohne politischen Auftrag* ist ein langer Prozess, der im ausgehenden 19. Jahrhundert in den Nachrichtenagenturen und den Korrespondenzbüros beginnt, im öffentlich-rechtlichen Rundfunk nach dem Zweiten Weltkrieg kräftig vorangetrieben und in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts abgeschlossen wird. Seit den 1970er Jahren besetzt diese, inzwischen *immer einheitlicher geschulte* Sozialfigur sukzessiv alle Ressorts und sorgt für die journalistische Formatierung aller Inhalte. Dies ist die Voraussetzung für die nun stattfindende Entdifferenzierung dieser Ressorts auch bei den Qualitätsmedien. Ressortspezifisches Wissen sowie gewachsene Relevanzstrukturen verlieren zugunsten der Vereinheitlichung der Nachrichtenauswahl und der Nachrichteninterpretation an Bedeutung. Der naturwissenschaftliche »Experte« tritt kaum mehr eigenständig auf, und er wird durch storyadäquate »Quotes« sozialwissenschaftlicher Experten ergänzt. Der sammelnde und abbildende »Handelsredakteur« wird durch den Wirtschaftsjournalisten ersetzt, der das Ökonomische seit dem Ausbau der Wirtschaftsredaktionen und der deregulationsinduzierten

³⁰ Entsprechend kann sich die strikte Trennung von Nachricht und Kommentar bis in die Gegenwart nicht durchsetzen, obwohl die Kommentarspalten an Bedeutung gewonnen haben. Dasselbe gilt für den starken »copy desk« oder »newsdesk«, d.h. den entscheidenden redaktionellen Schlussschritt, auf dem die Beiträge in das Blatt formal und

inhaltlich eingepasst verändert werden. Ressortstrukturen sind soziale Felder, die Pfadabhängigkeiten schaffen, die von den Beteiligten verteidigt werden (Wilke 2002: 41-58). Allerdings setzt sich nun neben dem Newsdesk und ressortübergreifenden »task forces« auch das Outsourcing von Redaktionsleistungen durch (Esser 1998).

moralischen Aufladung der Ökonomie insbesondere seit den 1990er Jahren auf dieselbe Weise nachrichtenwertorientiert bearbeitet, wie die Journalisten der politischen Ressorts das Politische (Imhof 2003: 401-418). In beiden Ressorttypen wird die Sozialfigur des Journalisten durch den Kommentator ergänzt, einer Spezies, die sich hauptsächlich aus Journalisten rekrutiert. Der »Kunstkritiker« ist am sterben und da wo er noch auftritt wird er vermittelt. Dann und wann lassen sich in den verbliebenen Feuilletons noch »Intellektuelle« und »Priester« ausmachen, aber der Platz wird knapp, angesichts der kulturdienstleistungs- und lifestylejournalistischen Gefäße, die das Feuilleton entweder von innen her umwandeln oder von außen begrenzen. Damit erodiert die Funktion des Feuilletons handlungsbereichspezifische Teilöffentlichkeiten zu spiegeln. In den neuen Gefäßen dieses Ressorts werden die Artefakte der Hoch- wie der Populärkultur nach emotionalen Kriterien des Gefälligen und Unterhaltenden beurteilt und mit Empfehlungsternen versehen.

Die Sozialfigur Journalist tritt also das Erbe des »naturwissenschaftlichen, technischen oder medizinischen Experten«, des »Handelsredakteurs«, des »politischen Redakteurs« bzw. »Schriftleiters« und des »Kunstkritikers« an, und er moderiert, falls nötig, auch den »Intellektuellen« und den »Priester«.

Damit verwandelt sich die öffentliche Kommunikation grundsätzlich. Mit der Entdifferenzierung der Sozialfiguren der Wissensvermittlung entdifferenzieren sich auch der Publikumsbegriff, die Ressorts und die Relevanzstrukturen. Das Publikum wird zum *Medienkonsumenten* (nach Kaufkraft, Alter und Geschlecht gegliedert), um den mit vereinheitlichten Nachrichtenwerten gekämpft wird. Entsprechend vereinheitlichen sich die Selektions- und Interpretationslogiken der leitmedialen öffentlichen Kommunikation. Die Sozialfigur des Journalisten orientiert sich primär an Seinesgleichen und thematisiert das, was alle thematisieren oder von dem er ausgeht, dass es alle thematisieren werden. Die moderne leitmediale Berichterstattung zeichnet sich deshalb durch eine massiv gesteigerte *Selbstreferentialität* aus, eine Selbstreferentialität, die seit der Ablösung der politisch orientierten Leitmedien

durch entbettete Forumsmedien nicht nur das Thema, sondern auch die *Meinung* umgreift. Insbesondere in der Empörungsbewirtschaftung aller Art, d.h. der journalistischen Aufbereitung der am meisten nachrichtenwerthaltigen Vorgänge in Gestalt wahrgenommenen kognitiven Versagens, normativen Abweichens oder moralischer Devianz reputierter Institutionen, Organisationen und Personen, hat der alte publizistische Konflikt zugunsten einer gleichartigen Skandalisierung abgedankt.

Dieser doppelte Prozess der Angleichung der Selektions- und Interpretationslogiken und der nachrichtenwerthaltigen Empörungsbewirtschaftung ist die Voraussetzung für die Professionalisierung einer neuen Expertenkultur außerhalb der Medien: die PR- und Kommunikationsberater mit ihrem Issues Management (Eisenegger 2005). Gerade weil die Selektions- und Interpretationslogiken des modernen Journalismus konvergieren, die ressortspezifischen Immunitäten abgebaut werden und der Kostendruck auf den Journalismus erhöht wird, kann die PR-Branche mit angepasstem Textmaterial die Inputlogiken der Medienorganisationen immer besser erfüllen, um von außen her Reputation zu bewirtschaften.

Und was geschieht mit dem folgenreichen Erbe der Aufklärung, der Dreiteilung der Welt, die in der Ära der Parteipresse noch in den politischen Ressorts, im Handel, im Feuilleton und in den Beilagen durch einen kognitiven Bias moderiert wurde? Durch die Orientierung am Meta-Nachrichtenwert des Abweichenden von Wahren, Guten und Schönen und an narrativen Berichterstattungsmustern, die die unteilbare Verbindung von Person und Zusammenhangskontext systematisch zur Person hin auflösen, verschiebt sich der ursprünglich kognitivistische Median öffentlicher Kommunikation in der Bandbreite kognitiver Sachverhaltsfeststellungen des Wahren, kognitiv-normativer Validierung des Guten und kognitiv-ästhetischer Bewertung des Schönen hin zur moralisch-ästhetischen Bewertung personalen Handelns. Freilich: In der Kritik dieser Entwicklung ist die Aufklärung nach wie vor präsent. Sie hat lange soziale Beine – auch über 200 Jahre.

Literaturverzeichnis

- Arendt, Hannah (1986 [1955]): Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. 4. Aufl. München: Piper.
- Blöbaum, Bernd (2006): Wandel redaktioneller Strukturen und Entscheidungsprozesse. Vortrag am 10ten Mediensymposium Luzern. Luzern: 2.12.2006.
- Böning, Holger (2003): Welteroberung durch ein neues Publikum. Die deutsche Presse und der Weg zur Aufklärung. Hamburg und Altona als Beispiel. Bremen: edition lumière.
- Bourdieu, Pierre (1991): Die Intellektuellen und die Macht. Hamburg: VSA.
- Bourdieu, Pierre (1999): Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Burke, Peter (1990 [1987]): Die Renaissance. Berlin: Wagenbach.
- Charle, Christophe (1996): Vordenker der Moderne. Die Intellektuellen im 19. Jahrhundert. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Daum, Andreas (1998): Wissenschaftspopularisierung im 19. Jahrhundert. Bürgerliche Kultur, naturwissenschaftliche Bildung und die deutsche Öffentlichkeit, 1848-1914. München: R. Oldenbourg.
- Dewey, John (1954 [1927]): The Public and its problems. Chicago: Swallow Press.
- Duchkowitsch, Wolfgang (Hrsg.) (2001): Die österreichische NS-Presse 1918-1933. Bestandsaufnahme und Dokumentation. Wien: Literas.
- Dülmen, Richard van (1986): Die Gesellschaft der Aufklärer. Zur bürgerlichen Emanzipation und aufklärerischen Kultur in Deutschland. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Dülmen, Richard van (1994): Kultur und Alltag in der frühen Neuzeit. Bd. 3: Religion, Magie, Aufklärung 16.-18. Jahrhundert. München: Beck.
- Eisenegger, Mark (2005): Reputation in der Mediengesellschaft. Konstitution – Issues Monitoring – Issues Management. Wiesbaden: VS Verlag.
- Esser, Frank (1998): Editorial Structures and Work Principles in British and German Newsrooms. In: European Journal of Communication, Vol. 13(3), S. 375-405.
- Frei, Norbert/ Schmitz, Johannes (1999): Journalismus im Dritten Reich. München: Beck.
- Giesen, Bernhard (1993): Die Intellektuellen und die Nation. Eine deutsche Achsenzeit. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Giesen, Bernhard (1999): Kollektive Identität die Intellektuellen und die Nation 2. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Gilcher-Holtey, Ingrid (1997): Menschenrecht oder Vaterland? Die Formierung der Intellektuellen in der Affäre Dreyfuss. In: Berliner Journal für Soziologie, Jg. 1, S. 61-70.
- Habermas, Jürgen (1981): Theorie des kommunikativen Handelns. 2 Bde. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen (1990 [1962]): Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen (1999): Realismus nach der sprachpragmatischen Wende. In: Ders.: Wahrheit und Rechtfertigung. Philosophische Aufsätze. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 7-64.
- Habermas, Jürgen (1999): Richtigkeit versus Wahrheit. Zum Sinn der Sollgeltung moralischer Urteile und Normen. In: Ders.: Wahrheit und Rechtfertigung. Philosophische Aufsätze. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 271-318.
- Hauser, Arnold (1978): Sozialgeschichte der Kunst und Literatur. Zürich: Ex Libris.
- Hömbert, Walter (1989): Das verspätete Ressort. Die Situation des Wissenschaftsjournalismus. Konstanz: Universitätsverlag.
- Im Hof, Ulrich (1982): Das gesellige Jahrhundert. Gesellschaft und Gesellschaften im Zeitalter der Aufklärung. München: Beck.
- Imhof, Kurt (1993): Vermessene Öffentlichkeit? Vermessene Forschung? Vorstellung eines Projekts. In: Imhof, Kurt/Kleger, Heinz/Romano, Gaetano (Hrsg.): Zwischen Konflikt und Konkordanz. Analyse von Medienereignissen in der Schweiz der Vor- und Zwischenkriegszeit. Reihe: Krise und sozialer Wandel. Bd. 1. Zürich: Seismo, S. 11-60.
- Imhof, Kurt (1999): Die Privatisierung des Öffentlichen: Zum Siegeszug der Primärgruppenkommunikation in den Medien. In: Honegger, Claudia/ Hradil, Stefan/ Traxler, Franz (Hrsg.): Grenzenlose Gesellschaft? Verhandlungen des 29. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Opladen: Leske + Budrich, S. 717-732.

- Imhof, Kurt (1999): Schock und Schöpfung. Die Wirkung der »Machtergreifung« und der »Gleichschaltung«. In: Wilke, Jürgen (Hrsg.): Massenmedien und Zeitgeschichte. Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. Konstanz: UVK, Bd. 26, S. 453-466.
- Imhof, Kurt (2003): Der normative Horizont der Freiheit. Deliberation und Öffentlichkeit: Zwei zentrale Begriffe der Kommunikationswissenschaft. In: Publizistik – Vierteljahresshefte für Kommunikationsforschung. Sonderheft 4: »Die Kommunikationsfreiheit der Gesellschaft« hrsg. von Wolfgang R. Langenbucher, S. 25-57.
- Imhof, Kurt (2003): Politik im »neuen« Strukturwandel der Öffentlichkeit. In: Nassehi, Armin/ Schroer, Markus (Hrsg.): Der Begriff des Politischen. Baden-Baden: Nomos, S. 401-418. (Sonderband 14 der Zeitschrift »Soziale Welt«).
- Imhof, Kurt (2004): Katastrophenkommunikation in der Moderne. In: Pfister, Christian/ Summermatter, Stephanie (Hrsg.): Katastrophen und ihre Bewältigung – Perspektiven und Positionen. Bern: Haupt, S. 145-164.
- Imhof, Kurt (2005): Deregulation – Regulation: Das ewige Spiel sozialer Ordnung. In: Imhof, Kurt/ Eberle, Thomas (Hrsg.): Triumph und Elend des Neoliberalismus. Zürich: Seismo, S. 15-35.
- Imhof, Kurt (2006 [1996]): Die Diskontinuität der Moderne. Theorie des sozialen Wandels. Reihe »Theorie und Gesellschaft« hrsg. von Honneth, Axel/ Joas, Hans/ Offe, Claus/ Wagner, Peter. Bd. 36 Neuausgabe. Frankfurt a.M.: Campus.
- Imhof, Kurt (2007): Öffentlichkeit und Krise. Theorie des sozialen Wandels. Frankfurt a.M.: Suhrkamp (i.E.).
- Jarren, Otfried/ Donges, Patrick (1997): Redaktionelle Strukturen und publizistische Qualität. Ergebnisse einer Fallstudie zum Entstehungsprozess landespolitischer Berichterstattung im Rundfunk. In: Media Perspektiven, H. 4-5, S. 198-205.
- Kant, Immanuel (1912 [1784]): Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? In: Cassirer, Ernst (Hrsg.): Kants Gesammelte Schriften. Berlin: Cassirer, Bd. 8, S. 36ff.
- Kohler, Georg (1992): Das institutionalisierte Individuum. Über intellektuelles Rollenverständnis heute. In: Meyer, Martin (Hrsg.): Intellektuellendämmerung? Beiträge zur neuesten Zeit des Geistes. München: Hanser, S. 27-37.
- Koselleck, Reinhart (1973 [1959]): Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Koselleck, Reinhart (Hrsg.) (1979): Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten. In: Ders.: Erfahrungsraum und Erwartungshorizont. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Langewiesche, Dieter (1998): Demokratiebewegung und Revolution 1847 bis 1849. Internationale Aspekte und europäische Verbindungen. Karlsruhe: Braun.
- Lepenies, Wolf (1992): Aufstieg und Fall der Intellektuellen in Europa. Frankfurt a.M.: Campus.
- Lucht, Jens (2006): Der öffentlich-rechtliche Rundfunk: ein Auslaufmodell? Verlag: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lübbe, Hermann (1986): Religion nach der Aufklärung. Graz: Styria.
- Luhmann, Niklas (1986): Das Kunstwerk und die Selbstproduktion der Kunst. In: Gumbrecht, Hans Ulrich/ Pfeiffer, Karl Ludwig/ Biermann, Armin (Hrsg.): Stil. Geschichten und Funktionen eines kulturwissenschaftlichen Diskurselements. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Marx, Karl (1981 [1852]): Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte. MEW. Berlin: Dietz, Bd. 8.
- Mead, George Herbert (1968): Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Melischek, Gabriele/ Seethaler, Josef (2005): Von der Lokalzeitung zur Massenpresse. Zur Entwicklung der Tagespresse im österreichischen Teil der Habsburgermonarchie nach 1846. In: Böning, Holger/Kutsch, Arnulf/Stöber, Rudolf (Hrsg.): Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte. Stuttgart: Franz Steiner, Bd. 7, S. 52-92.
- Michalske, Hainer (2001): Öffentliche Stimme der »inneren Emigration«? Über die Funktion der Frankfurter Zeitung im System nationalsozialistischer Propaganda. In: Böning, Holger/Kutsch, Arnulf/Stöber, Rudolf (Hrsg.): Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte. Stuttgart: Franz Steiner, Bd. 3, S. 170-193.
- Müller-Doohm, Stefan (2001): Soziologie als Aufklärungswissenschaft. Welchen Beitrag leistet die Gesellschaftstheorie zur Sozialkritik? In: Swiss-Journal of Sociology, Jg. 27, H. 3.

- Münch, Richard (1995): *Dynamik der Kommunikationsgesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Neumann-Braun, Klaus (1998): *Kommunikationskulturelle Spezifika der Rezipientenbeteiligung in Rundfunkprogrammen – ein Begriffsinventarium*. In: Imhof, Kurt/Schulz, Peter (Hrsg.): *Die Veröffentlichung des Privaten – die Privatisierung des Öffentlichen*. Wiesbaden, Bd. 4 Reihe: *Mediensymposium Luzern*, S. 77-92.
- Rahms, Helene (1997): *Zwischen den Zeilen. Mein Leben als Journalistin im Dritten Reich*. Bern: Scherz.
- Reinhart, Siegert (1999): *Die »Volkslehrer«*. Zur Trägerschicht aufklärerischer Privatinitiative und ihren Medien. In: Böning, Holger/Kutsch, Arnulf/Stöber, Rudolf (Hrsg.): *Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte*. Stuttgart: Franz Steiner, Bd. 1, S. 62-86.
- Rorty, Richard (1969): *The Linguistic Turn. Recent Essays in Philosophical Method*. Chicago: University of Chicago Press.
- Rorty, Richard (1981): *Der Spiegel der Natur*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Soeffner, Hans-Georg (2004): *Gewalt als Faszinosum*. In: Heitmeyer, Wilhelm/Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.): *Gewalt*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 62-85.
- Solek, Inge/ Saldern, Adelheid von (Hrsg.) (1988): *Zuhören und Gehörtwerden I. Radio im Nationalsozialismus. Zwischen Lenkung und Ablenkung*. Tübingen: edition diskord.
- Todorow, Almut (2006): *Feuilletondiskurs und Seismographie*. Vortrag am 10ten Mediensymposium Luzern. Luzern: 2.12.2006.
- Weber, Max (1973 [1916]): *Richtungen und Stufen religiöser Weltablehnungen (Zwischenbetrachtung)*. In: Winckelmann, Johannes F. (Hrsg.): *Max Weber. Soziologie, universalgeschichtliche Analysen, Politik*. Stuttgart: Alfred Kröner, S. 441-486.
- Weber, Max (1973 [1920/1921]): *Vorbemerkung zu den Gesammelten Aufsätzen zur Religionssoziologie*. In: Winckelmann, Johannes F. (Hrsg.): *Max Weber. Soziologie, universalgeschichtliche Analysen, Politik*. Stuttgart: Alfred Kröner, S. 340-356.
- Weber, Max (1985 [1921]): *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*. Tübingen: Mohr.
- Wilke, Jürgen (2002): *Redaktionsorganisation in Deutschland*. In: Ders.: *Unter Druck gesetzt. Vier Kapitel deutscher Pressegeschichte*. Köln: Böhlau, S. 9-68.
- Wilke, Jürgen (2003): *Kommunikations- und Medien-geschichte*. In: Bentele, Günter/Brosius, Hans-Bernd/Jarren, Otfried (Hrsg.): *Öffentliche Kommunikation. Handbuch Kommunikations- und Medienwissenschaft*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 151-168.
- Zaunstock, Holger (1999): *Sozietätslandschaft und Mitgliederstrukturen. Die mitteldeutschen Aufklärungsgesellschaften im 18. Jahrhundert*. Tübingen: Niemeyer.

Kurt IMHOF (1956)

Ordentlicher Professor für Publizistikwissenschaft und Soziologie an der Universität Zürich und Leiter des „fög – forschungsbereich öffentlichkeit und gesellschaft / Universität Zürich“; Mitglied beim „Ludwig Boltzmann Institute for European History and Public Spheres“.

Arbeitsschwerpunkte: Öffentlichkeits- und Mediensoziologie, Gesellschaftstheorie, Soziologie sozialen Wandels, Minderheitensoziologie.

Aktuelle Publikationen: Thomas Eberle, Imhof, Kurt (Hg.) (2006): *Sonderfall Schweiz*. Zürich: Seismo; Imhof, Kurt, Roger Blum, Heinz Bonfadelli, Otfried Jarren (Hrsg.) (2006): *Demokratie in der Mediengesellschaft*. Reihe *Mediensymposium Luzern*, Band 9, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften;

Imhof, Kurt (2006): *Die Diskontinuität der Moderne. Theorie des sozialen Wandels*. Reihe »Theorie und Gesellschaft«, hrsg. von Axel Honneth, Hans Joas, Claus Offe, Peter Wagner, Bd. 36 Neuauflage, Frankfurt a.M.: Campus.

Rezensionen

SONJA GANGUIN, UWE SANDER (HRSG.): *Sensation, Skurrilität und Tabus in den Medien*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2006. 162 Seiten

Der sogenannte „Sensationsjournalismus“ gerät immer wieder ins Visier von Medien- und Kulturkritikern. Sie werfen ihm vor, dass er die Gefühle der Menschen anspreche und bei der Berichterstattung Personen in den Vordergrund rücke. Die Welt werde spannungsreicher dargestellt als sie sei. Sensationsjournalisten machten ihre Beiträge reißerisch-plakativ auf, verletzen beim Umgang mit Informanten Persönlichkeitsrechte und hätten keine Scheu vor Lügen und Fälschungen. Derartige Vorhaltungen werden auch in einigen Beiträgen eines von Sonja Ganguin und Uwe Sander herausgegebenen Bandes referiert, ohne dass immer ganz klar würde, ob die Autoren sich diese Kritik zu eigen machen. Zurückgewiesen werden solche Vorwürfe nicht. Aller Medienschelte zum Trotz erfreuen sich jedoch Zeitungen, die über Sensationen berichten, und Fernsehsendungen, die Tabus zu brechen suchen, großer Beliebtheit. Ihnen ist die Aufmerksamkeit vieler Leser und Zuschauer gewiss – ein Phänomen, auf das auch die Herausgeber eines Buches hoffen können, welches den Titel „Sensation, Skurrilität und Tabus in den Medien“ trägt.

Die Kritik an Sensationen und Tabuverletzungen in den Medien ist bekannt und wohlfeil – Politiker versuchen, sich mit Verbotsforderungen zu profilieren: Der rheinland-pfälzische Ministerpräsident Kurt Beck (SPD) verlangte vor Jahren ein Verbot von „Big Brother“, bevor überhaupt eine Folge der „Containershow“ ausgestrahlt worden war. Jüngst sahen deutsche Politiker nach dem Amoklauf eines Schülers wieder eine Chance für symbolische Politik, indem sie sich für das Verbot von sogenannten „Killerspielen“ für den Computer aussprachen. Gut, dass der Amokläufer am Computer gespielt hatte. Sonst hätten sich die Politiker möglicherweise eingestehen müssen, dass die Menschheit seit jeher mit Verbrechen leben muss und dass sich nicht alle Probleme mit Hilfe einer Ursache-Wirkungs-Analyse erklären lassen – die „Machbarkeits“-Ideologie stößt schnell an ihre Grenzen. Manche Kommunikationswissenschaftler und Intellektuelle nutzen die Kritik am Sensationsjournalismus und an Tabubrüchen, um sich vom sensationslüsternen Volk

abzugrenzen. Gleichwohl bleibt die Frage nach der „dunklen Seite“ des Menschlichen (eine Formulierung von Ulrike Dulinski aus dem vorliegenden Band, S. 24): Warum finden Menschen Sensationen, Tabubrüche und Skurrilitäten in den Medien so faszinierend, dass sie millionenfach die „Bild“-Zeitung kaufen, Pornovideos aus dem Internet herunterladen oder Horrorfilme betrachten?

Die Herausgeber versprechen, diese Frage in ihrem Band zu untersuchen. Sonja Ganguin (Jahrgang 1978) ist wissenschaftliche Angestellte an der Fakultät für Pädagogik der Universität Bielefeld, Uwe Sander (Jahrgang 1955) dortselbst Professor für Jugendforschung und Medienpädagogik. Das Buch ist nach einem Vorwort und einer Einleitung in zwei Teile gegliedert: Der erste Teil heißt „Medien“, der zweite „Perspektiven“. Insgesamt findet man elf Aufsätze (ohne Vorwort), die von dreizehn Autoren geschrieben wurden: von Ulrike Dulinski, Dieter Wiedemann, Hajo von Gottberg, Christian Swertz, Elisabeth Wallnöfer, Joan Kristin Bleicher, Karl-Nikolaus Peifer, Norbert Schneider, Gisla Gniech, Julia Gniech, Renate Röllecke sowie Sonja Ganguin und Uwe Sander.

Im ersten Teil widmen sich vier Verfasser der Boulevardpresse, dem Kino, dem Fernsehen und dem Internet. Das Prinzip, nach dem die Beiträge des zweiten Teils zusammengestellt sind, erschließt sich weniger, zumal die Beiträge ähnliche Überschriften haben: „Skurrilitäten und Tabubrüche im Fernsehen“, „Sensation, Skurrilität und Tabus in den Medien“, „Werte, Tabus und Medien“. Nicht ganz nachvollziehbar ist, warum man einen Beitrag „Skurrilitäten und Tabubrüche im Fernsehen. Ein Streifzug durch die Programmgeschichte“ im Teil „Perspektiven“ findet, während ein Aufsatz „Wünsch dir was. Sensationen, Skurrilitäten und Tabubrüche im Fernsehen“ dem Teil „Medien“ zugeordnet ist. Eindeutigere Überschriften hätten die Orientierung erleichtert.

Einer der lesenswertesten Aufsätze befasst sich mit Tabubrüchen im Film und mit den Reaktionen darauf. Der Film galt schon in seiner Entstehungszeit als Medium des billigen Vergnügens, des Jahrmarktes und der Tabubrüche. Kaum erfunden, rief er die Schützer der Jugend und der Volksgesundheit auf den Plan. Dass der Band von Ganguin und Sander einen Beitrag zu diesem Thema enthält, müsste einerseits als selbstver-

ständig gelten, andererseits sollte man diese Tatsache hervorheben: Die deutschsprachige Kommunikationswissenschaft schenkt dem Film leider seit Jahren kaum Beachtung. Dieter Wiedemann, Medienwissenschaftler und Präsident der Hochschule für Film und Fernsehen in Potsdam-Babelsberg, beklagt in seinem Aufsatz zu Recht, dass es kaum neuere Studien zu den Wirkungen von Kinofilmen gebe. Zugesprochen wurde dem Film jedoch von Anfang an eine außerordentlich starke Wirkung. Wiedemann zeigt in einer historischen Rückschau – zum Teil mit umfänglichen Originalzitaten –, welche Wirkungen dem Film von verschiedenen Seiten unterstellt wurden. Bemerkenswert ist, dass evangelische Pfarrer und linke Sozialdemokraten ähnliche Positionen vertraten. So zitiert Wiedemann den Pastor Walther W. Conrath mit Sätzen aus dem Jahr 1910: „In weiteren Kreisen schlummern solche Gedanken und Gefühle noch unter der Schwelle des Bewusstseins, aber durch solche Vorstellungen werden sie geweckt, das Übel wird verbreitet, wenn die Wunde am Volkskörper nicht rechtzeitig mit heißem Eisen ausgebrannt wird.“ (S. 38) Dem lässt Wiedemann Äußerungen von Clara Zetkin aus dem Jahr 1919 folgen: „Je gesünder an Körper und Geist die Werkstätigen sind, namentlich die jungen Proletarier, um so größer ihre Widerstandskraft gegen die Lockungen des Kinos und dessen Schmutz.“ (S. 41)

Um den besonderen Reiz von „Sensationsfilmen“ zu erklären, verweist Wiedemann auf Bela Balázs. Der Film zeige Sehenswürdigkeiten, die man in Wirklichkeit selten zu sehen bekomme. Diese könne man sich im Kino ansehen, ohne sich in Gefahr zu begeben. „Im Film ist es aber die *ungefährliche Gefahr*, die wir so ganz besonders genießen.“ Der Kinogänger betrachte die Ereignisse auf der Leinwand mit dem „angenehmen Gruseln des Bewusstseins, daß uns nichts geschehen kann“ (S. 42).

Ebenfalls überwiegend historisch ausgerichtet ist der Beitrag von Hajo von Gottberg. Der Geschäftsführer der „Freiwilligen Selbstkontrolle Fernsehen“ gibt einen höchst informativen Überblick über umstrittene Sendungen und über Tabubrüche im deutschen Fernsehen. Hajo von Gottberg erwähnt das „Millionenspiel“ von Wolfgang Menge: Aufgemacht wie eine Live-Reportage, stellt das Fernsehspiel aus dem Jahr 1970 dar, wie ein Mann vor einer Mörderbande flüchtet. Schafft er es, den Verfolgern zu entkommen, wird er Millionär – schafft er es nicht, verliert er sein Leben. Einige Zuschauer hielten die Fiktion für Realität. Des Weiteren erwähnt von Gottberg die

Show „Wünsch dir was“ mit Dietmar Schönherr und Vivi Bach sowie den Fernsehfilm „Die Konsequenz“ von Wolfgang Petersen, der eine Liebe zwischen zwei Männern behandelt. Der Bayerische Rundfunk schaltete sich 1977 aus dem ARD-Gemeinschaftsprogramm aus. (Hier ist von Gottberg übrigens ein kleiner Fehler unterlaufen: Jürgen Prochnow spielte nicht einen homosexuellen Schüler, sondern den Geliebten des Schülers. Die Rolle des Schülers hatte Ernst Hannawald übernommen.)

Hajo von Gottberg geht auch auf Tabubrüche im privaten Fernsehen ein: die Stripteaseshow „Tutti Frutti“, Talkshows wie „Arabella Kiesbauer“ und „Vera am Mittag“, Gerichtsshow wie „Barbara Salesch“, sogenannte „Reality“-Formate wie „Big Brother“ und „Dschungel Camp“, Sendungen wie „Jack Ass“, „I Want a Famous Face“ und „The Swan“. Hajo von Gottberg bleibt nicht bei einem geschichtlichen Rückblick stehen, sondern setzt sich überdies mit kulturpessimistischen Kritikern der Fernsehentwicklung auseinander. Ihnen hält er vor, sie kennten weder das Fernsehprogramm noch die Vorlieben der Zuschauer. Zudem bezweifelt von Gottberg, dass die Menschen das Verhalten von Fernsehfiguren, die Normen übertragen, einfach übernahmen. Vielmehr glaubt er, die Medien unterbreiteten Moralangebote, die man akzeptieren oder ablehnen könne. Zahlreiche Jugendliche ließen sich zwar von Medienwelten faszinieren und spielten sie in der Phantasie genussvoll durch. Zum Maßstab für ihr eigenes Leben wollten die Jugendlichen solche Medienwelten jedoch nicht machen.

Aus juristischer Perspektive beleuchtet Karl-Nikolaus Peifer die Frage von Tabus in den Medien. Der Autor ist Richter am Oberlandesgericht Hamm und Professor für Medienrecht an der Universität zu Köln. Er erläutert, was den Medien bei der Darstellung von Sexualität, Gewalt und politisch extremer Positionen erlaubt und was ihnen verboten ist. Der Aufsatz bietet einen knappen, gut verständlichen Einblick in das deutsche Medienrecht. Peifers Resümee der rechtlichen Entwicklung ist bemerkenswert: Die harten rechtlichen Verbote, die „Tabus“, seien auf dem Rückzug. Doch der Jugendschutzgedanke gewinne immer mehr an Bedeutung und die von ihm getragenen Kontrolleinrichtungen setzten im Namen von „Anstand“, „Sitte“ und „Moral“ Einschränkungen in den Medien durch, welche sich in der Praxis wie Verbote auswirkten.

Mit der „Medienkritik“ als Form der Medienkompetenz beschäftigen sich Sonja Ganguin und Uwe Sander in einem weiteren Beitrag des Ban-

des. Sie verstehen unter „Medienkritik“ „das kritische Wahrnehmen (1), Decodieren (2), Analysieren (3), Reflektieren (4) und Beurteilen (5) von Medien, ihren Inhalten, Formaten, Genres und Entwicklungen“ (S. 139). Solche Fähigkeiten bildeten sich im Verlauf der menschlichen Sozialisation in drei Phasen heraus – in der „Aneignungsphase“, der „Kritischen Phase“ und der „Reifungsphase“. Der Frage, wie man derartige Entwicklungen beeinflussen kann, geht die Medienpädagogin Renate Röllecke nach. Sie stellt für Jugendliche und Erwachsene drei Fragenkataloge zusammen, die helfen sollen, Medien zu analysieren, sich mit der eigenen Wahrnehmung auseinanderzusetzen und problematische Medieninhalte zu verarbeiten. Abgerundet wird der Aufsatz mit Vorschlägen zur Medienarbeit mit Jugendlichen.

Insgesamt lässt sich festhalten: Das von Sonja Ganguin und Uwe Sander herausgegebene Buch enthält eine Fülle von Informationen und bietet einen facettenreichen Einblick in das Thema. Hervorzuheben ist, dass die Autoren den Blick auf mehrere Medien richten und dadurch eine zu enge Sichtweise zu vermeiden wissen. Auch die Mischung von Verfassern aus Wissenschaft und Praxis und aus verschiedenen Disziplinen erweist sich als großer Vorzug.

Zwei Kritikpunkte sollen gleichwohl nicht verschwiegen werden. Bei manchen der Beiträge stellt sich wieder einmal die Frage, warum ausge-rechnet Kommunikations- und Medienwissenschaftler nicht fähig oder nicht willens sind, sich klar und verständlich auszudrücken. Niemand erwartet, dass sie so gut schreiben können wie die besten Leute beim „Spiegel“ oder bei der „Süddeutschen Zeitung“. (Wenn sie es könnten, würden sie wahrscheinlich dort arbeiten.) Dennoch: Kann man einen Satz wie „*Sensationsjournalismus* bezeichnet eine journalistische diskursive Strategie, die in prototypischer Weise als Teilmenge des Boulevardformates auftritt und die folgenden wesentlichen Merkmale aufweist: [...] c) Sie bedient sich der formal-publizistischen Mittel des Sensationalismus. [...]“ (S. 23) wirklich nicht besser formulieren? Kein Autor, der etwas auf sich hält, scheint heute ohne das Wort „Diskurs“ auszukommen. Deshalb darf das Wort auch in fast keinem Beitrag des Bandes fehlen, selbst wenn es stattdessen einfach „Diskussion“, „Debatte“ oder schlicht „Gerede“ heißen könnte.

Enttäuschend ist schließlich, dass der Leser am Ende doch nicht sehr viel darüber erfährt, was nun eigentlich die Faszination von Tabubrüchen in den Medien ausmacht. Man vermisst Beiträge,

welche dem Reiz von Grenzüberschreitungen etwa in pornographischen Filmen nachgehen, ohne gleich wieder die Keule der politischen Korrektheit herauszuholen. Trotz einiger Aufsätze, die Zweifel an medien- und kulturkritischen Positionen anmelden, scheinen solche Auffassungen doch den Grundtenor des Buches von Ganguin und Sander zu bestimmen. Leider verbinden sich solche Ansichten, ob sie nun eher aus konservativen oder eher aus „linken“ Kreisen stammen, häufig mit dem Wunsch nach mehr Jugendschutzmaßnahmen und damit nach Eingriffen in die Freiheit der Medien. Demgegenüber ist zu betonen: Niemand ist gezwungen, fernzusehen oder andere Medien zu nutzen. Ein weitsichtiger Mann, der selbst durch das Fernsehen berühmt geworden ist, hat die Fixierung auf das Fernsehen einmal treffend auf den Punkt gebracht: „Es ist schon eine Unverschämtheit, was einem so Abend für Abend im Fernsehen geboten wird. Ich weiß gar nicht, warum man sich das überhaupt noch ansieht. Lesen könnte man stattdessen, Karten spielen oder ins Kino gehen oder ins Theater. Stattdessen sitzt man da und glotzt auf dieses blöde Fernsehprogramm.“

Stephan Buchloh

KATRIN DÖVELING: *Emotionen – Medien – Gemeinschaft. Eine kommunikationssoziologische Analyse*. Wiesbaden: VS Verlag 2005, 340 Seiten.

Im Herbst 2005 erschien im VS Verlag die Buchversion von Katrin Dövelings Dissertationsschrift. Sie behandelt nicht nur auf ausführliche Weise eine Schwachstelle der kommunikationswissenschaftlichen Forschung, sondern bietet zugleich einen avancierten theoretischen Vorschlag zur Behebung desselben: die Rolle der Emotionen in der Massenkommunikation. Die Theoriebestände des Faches weisen bezüglich der Behandlung des Themas Emotionen kaum mehr als disparate Wissensbestände auf. So sehr uns die Einsicht in die Wichtigkeit eben auch der emotionalen, und nicht nur der kognitiven oder affektiven Aspekte der Rezeption von Massenmedien intuitiv leicht fällt, so schwer fällt den Sozialwissenschaften die Behandlung derselben. Diese Auslassung wird verständlicher, wenn man den rationalistischen Bias jeder (sozial-)wissenschaftlichen Beschäftigung anerkennt: das System Wissenschaft beruht nun eben auf der künstlichen Trennung des komplexen menschlichen

Ganzen, ist seiner Geschichte nach der Versuch der erklärenden Analyse, und deshalb eben der künstlichen Rekonstruktion menschlichen Denkens und Handelns. So gesehen hat das Fühlen immer schon einen schweren Stand.

Selbst interdisziplinär geschult, greift Döveling mit ihrer Problemstellung von vornherein ein Thema auf, welches an der Schnittstelle von Kommunikationswissenschaft, Soziologie und Psychologie beheimatet ist. Es geht ihr um Rolle und Einfluss der Medien auf die Ausbildung von „shared emotions“ und deren Rolle in und für Gemeinschaften, genauer: um „die Kraft der medialen vermittelten Emotionen in der Schaffung von Gemeinschaften“ (S. 14). Dieses Manko wird umso verblüffender, wenn wir mit Döveling konzedieren, dass „Emotionen [...] Handlungsweisen gleichermaßen [...] wie Werte oder Kognitionen [anleiten]“ (S. 15). Als Gerinungspunkte dienen jene weltumspannenden, medialen Ereignisse, anhand derer diese Vergemeinschaftung (rekurrierend auf Max Weber) qua medial hergestellter Emotionalität besonders gut sichtbar wird, wie z.B. der Tod Lady Dianas oder der Abschied von Johannes Paul II. Hier zeigt sich in der Analyse die mediale Teilhabe an einer emotionalen Gemeinschaft, das Zusammenspiel von Emotionen, Sozialsystem und Medienberichterstattung (S. 18). Im Kern des Erkenntnisinteresses liegen (a) Emotionen als bedürfnisrelevante und intentionale Handlungsantriebe, ihre strukturierende Wirkung auf den sozialen Handlungszusammenhang (vgl. ebd.), sowie (b) die Wichtigkeit der Emotionen für den Fortbestand einer Vergemeinschaftungsform (vgl. S. 24). So will Döveling letztlich zu einer interdisziplinären Perspektive für die Analyse von Emotionen Medien und Gemeinschaft kommen (vgl. S. 31).

Auf dem Weg zu ersten synthetischen Antworten müssen vorab zwei Phänomene geklärt werden: Welche Rolle spielen Emotionen in der kommunikationswissenschaftlichen Analyse? Und: Welche Rolle kommt aus soziologischer Perspektive den Emotionen für die Vergemeinschaftung zu? Aus der Soziologie gewinnt man einen grundlegenden Zusammenhang: das Bedürfnis nach Zugehörigkeit bedingt die Einhaltung gruppenspezifischer Emotionsregeln, um zur Gemeinschaft zu gehören. Die Gemeinschaft steht wiederum in der Verantwortung (heute eben auch medial), die nachgefragten Emotionen zu mobilisieren (sonst droht Desintegration). Letztendlich wird so auch neues Licht auf die „gesellschaftsrelevanten Leistungen“ der Medien geworfen (S.

33). Damit fällt gleichsam als (nicht zu vernachlässigender) Kollateralnutzen für die Kommunikationswissenschaft zusätzlich eine genauere Untersuchung der Rolle von Spezialmedien an. Dies geschieht im Rahmen einer qualitativen Inhaltsanalyse von zielgruppenorientierten (Diözesan-)Zeitungen für die Gefühlsstruktur der von ihnen bedienten Publika (vgl. ebd.).

Nach einer Einführung in die Grundlagen der Emotionsforschung werden entsprechende Theorien und Perspektiven auf Emotionen in der Medien- und Kommunikationswissenschaft gesichtet. Obwohl wesentlich für die Auswirkung und die Zuwendung zu Medien, werden Emotionen bislang kaum (explizit) thematisiert, Medienutzung wird auf rationale, stabile Entscheidungen zurückgeführt. So untersucht die Autorin das Agenda-Setting, für das sie quasi nebenbei die neue Kategorie der „Emotionalen Agenda“ (S. 67f.) einführt. Weiters folgt die Behandlung sowohl des Uses and Gratification-Approach, des Mood Management und des Konzeptes der Parasozialen Interaktion. Auch macht Döveling (anhand u.a. der Kultivierungsthese nach Gerbner, S. 108f.) deutlich, wie wichtig es in der Medienforschung ist, sich nicht vorschnell auf das „offen Sichtliche“ (S. 110) zu beschränken, sondern Medien, und insbesondere das Fernsehen, als kulturelle Größen mit langfristigen Effekten auf die Gefühlsstrukturen einer Gesellschaft aufzufassen. Zum Abschluss jenes Teiles, der sich auf die Suche nach Emotionen in den großen kommunikationswissenschaftlichen Theorien begibt, resümiert Döveling: „[Massenmedien] erweitern nicht bloß den Erfahrungshorizont der Rezipienten in Bezug auf kognitive und verhaltensorientierte Aspekte, sondern auch auf die Erlebniswelt ihrer Emotionen. Sie können Gefühle stilisieren und kultivieren, sie stimulieren oder durch gestalterische Mittel künstlich propagieren. Der fühlende Rezipient ist hierbei immer Subjekt und Objekt zugleich.“ (S. 117)

In der Folge wendet Döveling dieselbe Vorgangsweise auf die Soziologie an und untersucht klassische sowie aktuelle Theorien auf deren Berücksichtigung von Emotionen für das Soziale. Das solcherart gelegte Fundament wird nun über eine Besprechung des Zusammenhanges von Emotionen, Kultur und Medien für die Anwendung vorbereitet (S. 170f.). Emotionen sind ebenso biologisch wie kulturell bedingt, sie besitzen einen „Zwischenstatus“ (S. 171). Kultur wiederum ist hier das Gesamt sozial, zeitlich und sachlich generalisierter Deutungsmuster (und Werte) – als Mediengefühlskultur werden somit der medialen

Systemlogik nach Medienerzeugnisse einer „emotionalen Agenda“ gemäß produziert, um eine stete Nachfrage zu gewährleisten. Rezipientenbindung und Kultivierung von Gefühlen treffen hier aufeinander, eine stabile Rezipientenbindung ist das Ziel. So beschreibt „Medien-Gefühlskultur“ den Zusammenhang von Medien und Emotionen als reziproken Prozess der gegenseitigen Beeinflussung und Erzeugung. Als Quintessenz der theoretischen *tour de force* bleibt: „Emotionen werden durch das Zusammenspiel von psychischen, sozialen und kulturellen Systemen konstituiert.“ (S. 175) Gefühlsregeln werden das bislang vernachlässigte Pendant zu kognitiven Denkschemata, wobei beide in unserer Medien-gesellschaft zu (eben auch) medial vermittelten Größen werden.

Aufbauend auf der aus den Vorarbeiten gespeisten Synopse wird die empirische Anwendung vorbereitet. Zur Untersuchung werden zwei katholische Diözesenzeitungen (eine deutsche, eine US-amerikanische) herangezogen, und auf ihre Berichterstattung jeweils zum Anlass eines Papstbesuches in den beiden Ländern (1996) hin untersucht. Ausführlich werden Basisdaten, Hintergründe und die Details der Studie besprochen, die die emotionale Agenda der Berichterstattung innerhalb zweier Zeiträume (vor und nach dem Besuch) analysiert. Solchermaßen geerdet (Döveling zeigt die Dynamik von Emotionen in den Zeitungen in Hinblick auf die jeweiligen Gruppen und die emotionale Mobilisierung qua medial kultivierter Emotionen auf) resümiert die Autorin im Ausblick noch einmal die Rolle und Wichtigkeit von Emotionen für die sozialwissenschaftliche Forschung. Dabei transzendiert sie beständig den kommunikationswissenschaftlichen Rahmen der eigenen Arbeit, ohne dabei auf die Relevanz ihrer Daten für die Disziplin zu vergessen.

Ihr Text ist somit aus mehreren Gründen lesens- und beachtenswert: (i) Emotionen – Medien – Gemeinschaft kann als Muster interdisziplinärer sozialwissenschaftlicher Forschung gelesen werden, und schafft es stets zielorientiert und doch umfassend, klassische und aktuelle Wissensbestände jeweils relevanter Forschungsgebiete zu vereinen. Die Studie ist (ii) zugleich ein gelungenes Beispiel für theoretisch angeleitete Empirie und schafft es zuerst, akribisch konstruierte theoretische Zusammenhänge am Objekt anwendbar zu machen. Gleichzeitig (iii) gelingt es der Autorin, mit (nur scheinbarer) Leichtigkeit wesentliche Theorien und Modelle der Kommunikationswissenschaft und der Soziologie knapp und luzzi-

de zu erklären (was den Text auch für die Lehre einsetzbar werden lässt). Der größte Gewinn, den der Rezensent allerdings zu konstatieren weiß, ist das Engagement und die Dringlichkeit, mit der die Autorin unser Fach zur Berücksichtigung von – und Arbeit mit – der vernachlässigten Kategorie der Emotionen in unserer sozial- und kulturwissenschaftlichen Arbeit anhält: jene Teile des Textes, die einleuchtend darzulegen im Stande sind, auf welcher unerlässlichen Weise Emotionalität, Sozialität und Kultur verbunden sind, können als Fundgrube für weiterführende Forschung herangezogen werden, und stellen dadurch eine wesentliche Leistung Katrin Dövelings dar.

Marian Adolf

KLAUS KATZ / DIETRICH LEDER / ULRIKE RIES-AUGUSTIN u.a. (HRSG.): *50 Jahre WDR. Am Puls der Zeit*. Band 1-3. Köln: Kiepenheuer&Witsch 2005, 1200 Seiten.

Die Geburtsstunde und damit der Sendebeginn eines selbständigen Westdeutschen Rundfunks Köln ist auf den 1. Januar 1956 zu datieren. Doch konnte die Kölner Landesrundfunkanstalt zu dieser Zeit schon auf eine Vorgeschichte zurückblicken, die bis tief in die Weimarer Republik führt: Es war am 17. Juli 1924, als die Westdeutsche Funkstunde AG (WEFAG) in Münster ihre ersten Sendeversuche in einem umgebauten Generatorenhaus des Elektrischen Werks am Stadthafen unternahm. Am 4. September schließlich ging die Station in Betrieb. Zu dieser Zeit sendeten in Deutschland bereits acht regionale Rundfunkgesellschaften, nur in Köln und Umgebung hatte noch Funkstille geherrscht. Die Besatzungsbehörden im Ruhrgebiet verboten lange Zeit jegliche Sende- und Empfangsanlagen, sodass als Standort für eine westdeutsche Regionalgesellschaft zunächst nur Münster und keine der größeren Ruhrgebietsstädte in Frage kam. Nachdem dann die „Kölner Zone“ 1926 von den Besatzern geräumt war, zog der Sender jedoch in seine auch heutige Heimatstadt Köln um und stufte die übrigen Standorte Münster, Dortmund und Elberfeld zu Nebenstellen herab. Aus der Westdeutschen Funkstunde AG wurde noch im gleichen Jahr die Westdeutsche Rundfunk AG (WERAG).

Auch diese historischen Entwicklungsprozesse des Westdeutschen Rundfunks sind nun in der 3-bändigen Geschichte des WDR nachzulesen. Denn erfreulicherweise hat sich der verantwortli-

che Herausgeberkreis dafür entscheiden können, zum 50-jährigen Bestehen nicht nur die vergangenen 50 Jahre aufzuarbeiten, sondern auch die Vorläufer des Kölner Senders in das etwa 1200 Seiten starke Werk mit einzubeziehen. Zwar fällt dieser erste Band, in dem die Jahre 1924-1955 behandelt werden, im Vergleich zu den Bänden 2 und 3 am knappsten aus, doch ist er zugleich auch der interessanteste der drei. Die Autoren konnten sich nun in ihren Beiträgen einerseits auf zahlreiche bereits vorhandene Einzeluntersuchungen und -darstellungen stützen, so etwa auf die von Walter Först herausgegeben „Annalen“. Andererseits erschlossen sie auch bisher kaum rezipierte Quellen des Historischen Archivs des WDR und vieler anderen Stadt- und Landesarchive. In einem ersten Einführungskapitel wird zunächst die Rundfunkentwicklung in Deutschland von 1923-1955 in aller Kürze nachgezeichnet, um sich dann der Aufbauphase in der Weimarer Republik und der Zeit des Nationalsozialismus etwas ausführlicher widmen zu können. Schon am Ende des Jahres 1927 konnte die WERAG etwa eine halbe Million Teilnehmer verbuchen, nur Berlin hatte zu dieser Zeit mehr Hörer. Bis zum Ende der Weimarer Republik stieg die Zahl der Anmeldungen nahezu stetig, sodass 1932 mit 817.000 Teilnehmern 19% aller deutschen Rundfunkteilnehmer im Sendegebiet der WERAG lebten. Warum aber gerade die Westdeutsche Rundfunk AG so viele Hörer verzeichnen konnte, bleibt eher unklar: Ob dies nun eine Frage der geographischen Bedingungen und der Bevölkerungsdichte war, oder ob besonders hörerfreundliche Programmgestaltungen eine derart große Teilnehmerzahl binden konnten, erfährt der Leser nur ansatzweise. Dafür ist es jedoch zu begrüßen, dass sich das Autorenkollektiv nicht nur auf eine reine Institutionengeschichte beschränkt, sondern der Programmgeschichte einen ebenso großen Stellenwert zukommen lässt. Während die Programmgestalter des Radios im Rundfunk vor allem ein Kulturinstrument sahen, fiel der Publikumsgeschmack laut einiger von der Rundfunkpresse unternommenen und in Auftrag gegebenen Umfragen wohl eher anders aus: „Viel Sport und wenig Politik“ lautete hier das Leitmotiv. Diesem Publikumswunsch konnte die WERAG nun mit dem allseits bekannten Radioreporter Bernhard Ernst zu Genüge nachkommen. „Die Spontaneität, die Bernhard Ernst hier bewies, und seine Experimentierfreude machten den westdeutschen Sender zu dem Sportsender par excellence“ (S. 59). Während sich andere Sender noch mit Übertra-

gungsproblemen auseinandersetzten, kommentierte Ernst bereits den Fußball, Autorennen, Boxen und vieles mehr.

Da in den Anfangsjahren des Rundfunks auch bei der WERAG nahezu alle Sendungen live ausgestrahlt wurden, ergeben sich für die Programmgeschichte erwartungsgemäß erhebliche Quellenprobleme, sodass die Aufarbeitung des frühen Kölner Programms mithilfe der Programmausdrucke und -ankündigungen in der regionalen Programmzeitschrift „(Die) WERAG“, der Programmkritiken in der überregionalen Rundfunkpresse und vereinzelter Manuskripte in Nachlässen unternommen werden musste. Die leichte Unterhaltung, also Unterhaltungsmusik und Bunte Abende, machte etwa 35% des gesamten Programms aus; die anspruchsvolle Unterhaltung, womit vor allem leichtere Klassik-Konzerte gemeint sind, waren zu etwa 8% vertreten. Der Bildungsanteil schließlich, repräsentiert durch Vorträge, Lesungen, Hörspiele oder ernste Musik, lag bei ca. 16%. Damit schenkte die WERAG im überregionalen Vergleich vor allem dem Bereich der leichten Unterhaltung sowie dem Bildungsbereich eine besondere Aufmerksamkeit.

Ein weiteres umfangreiches Kapitel ist der Gleichschaltung des Rundfunks zur Zeit des Nationalsozialismus gewidmet, in dem der systematische Austausch des Kölner Personals und ebenso die umfangreichen Repressalien des NS-Regimes aufgezeigt werden. Schon seit Beginn der 1930er Jahre agitierten die Nationalsozialisten, meist über ihr Gaublatt „Westdeutscher Beobachter“, gegen die WERAG. Im Mittelpunkt der Agitation und Polemiken stand meist der damalige Intendant Ernst Hardt. Nicht selten besorgten antisemitische Spitzel aus den Reihen der WERAG selber, wie etwa der Sekretär im Intendantenbüro Theo Töller, die Hintergrundinformationen für jene Hetzkampagnen. Nachdem Hardt Anfang 1933 abgelehnt hatte, seine jüdischen Mitarbeiter zu entlassen und kurz nach der Reichstagswahl im März die Hakenkreuzfahne auf dem Dach des Funkhauses gehisst wurde, musste er schließlich am 20. März 1933 seine Suspendierung entgegennehmen. Abgelöst wurde Hardt durch den neuen Intendanten Heinrich Glasmeier, der am 24. April 1933 von Goebbels in sein Amt eingeführt wurde. Glasmeier, „der sein Amtsverständnis durch sein Erscheinen in Uniform unmissverständlich zur Schau stellte“ (S. 100), war Anfang der 1930er Jahre in die NSDAP eingetreten und hatte zuletzt das Amt des Gaugeschäftsführers in Westfalen-Nord inne. „Bis zum bitteren Ende im Frühjahr 1945 blieb er

seinem ‚Führer‘ in Bewunderung und Treue verbunden“ (S. 105).

Das Programmangebot des „Reichsenders Köln“ ist ebenso wie das Programm der früheren WERAG aufgrund der desolaten Quellenlage kaum im Sinne moderner sozialwissenschaftlicher Methoden zu analysieren. Gewiss ist hingegen, dass der „Reichssender“ mit 1,4 Millionen angemeldeten Haushalten nach Hamburg der zweitgrößte deutsche Sender war. Erklärt wird dieser Umstand in diesem Fall mit der hohen Bevölkerungsdichte im industriellen Ballungsraum an Rhein und Ruhr. Den Hörern wurde im Verlauf der 1930er Jahre vor allem ein immer breiteres Musikprogramm geboten, das gegen Ende des Jahrzehnts mitunter 60% des gesamten Programmangebots ausmachte. Das Abendprogramm wurde zunehmend „leichter“ gestaltet; E-Musik und andere anspruchsvollere Beiträge in das Spät- und Nachtprogramm verdrängt. So blieb auch der „Reichsender Köln“ nicht von der für den NS-Rundfunk typischen Erosion der Programme mit bildungsbürgerlichem Anspruch verschont. Der allgemeine Trend einer „Nivellierung“ und „inhaltlichen Trivialisierung“ der Rundfunklandschaft (S. 131) trat nun auch in Köln deutlich hervor.

Im letzten großen Kapitel des ersten Bandes widmen sich schließlich Manfred Jenke, Hans Ulrich Wagner und Robert von Zahn der Nachkriegszeit und den frühen 50er Jahren. Ihnen gelingt es, deutlich herauszustellen, dass die britischen Besatzer bei der Neuorganisation des Kölner Funkhauses zunächst auf personelle Kontinuität setzten. Späterhin ging man jedoch mehr und mehr dazu über, den meist unqualifizierten aber zumindest unbelasteten Nachwuchs selbst auszubilden. So wurde beispielsweise im Januar 1947 in Hamburg nach dem Vorbild der „BBC Staff School“ die NWDR-Rundfunkschule aufgebaut, die in dieser Form sicherlich einzigartig bleiben sollte. Auch beim NWDR wurde in den Folgejahren nun spürbar, dass im Gegensatz zur Presse die Gegendeliten im Rundfunk überproportional viele Führungspositionen halten konnten. Vor allem die hier intensiveren und länger andauernden Kontrollmaßnahmen der Besatzungsoffiziere sorgten für einen eher gebremsten Integrationsprozess alter Nazi-Eliten in höhere Positionen. So wurden die Chefetagen im Rundfunk meist mit Kandidaten besetzt, die nur mithilfe der Besatzer in der Medienbranche Fuß fassen konnten, beispielsweise Ernst Schnabel oder Walter Dirks.

Im zweiten Band, der sich unter dem etwas pathetischen Titel „Der Sender: Weltweit nah

dran“ den Jahren 1956-1985 zuwendet, steht neben dem Hörfunk bereits das Fernsehen im Mittelpunkt der Historie. Nachdem in einem ersten Kapitel der WDR-Hörfunk und sein Programm zwischen Information, Aufklärung und Bildung verortet, viele alte und neue Größen des Radios wie etwa Fritz Brühl, Carola Stern, Manfred Jenke, Dieter Thoma oder Leo Waltermann in biographischen Artikeln gewürdigt und die verschiedenen Wortprogramme wie der Kirchen-, Schul- oder Landfunk vorgestellt werden, erzählen Klaus Katz, Fritz Wolf u.a. im folgenden Teil die „Erfolgsgeschichte“ (S. 149) des WDR-Fernsehens. Begründet sei diese Erfolgsgeschichte vor allem durch die gelungene Symbiose aus seriösem, investigativen Journalismus einerseits, hier sei vor allem an das als Gegenstück zu „Panorama“ gedachte Polit-Magazin „Monitor“ erinnert, und einem attraktiven Unterhaltungsprogramm andererseits. Auch die rundfunkpolitischen und technischen Entwicklungen sowie die Verknüpfung der WDR-Identität mit dem Bundesland Nordrhein-Westfalen finden im 2. Band ihre Berücksichtigung. Ebenso wenig werden die „Rotfunk-Debatten“ der frühen 1970er Jahre verschwiegen, in denen dem WDR aus konservativen Kreisen immer wieder eine allzu offensichtliche „Linkslastigkeit“ und Verbindungen einzelner WDR-Mitarbeiter zur Baader-Meinhof-Gruppe vorgeworfen wurden.

Der dritte und letzte Band der WDR-Geschichte stellt schließlich das Bindeglied zwischen Geschichte und Gegenwart im Gesamtwerk dar. Deutlich wird hinter den hier nochmals vorgestellten neuen Programmen und Zielsetzungen der vergangenen Jahre, wie nahe die Ausdifferenzierung und Erweiterung der Programmstrukturen im WDR an ihre Grenzen gerückt ist, was nicht zuletzt an der immer stärker gefährdeten Finanzierung eines öffentlich-rechtlichen Senders aus den Rundfunkgebühren liegen dürfte. Mitunter etwas ermüdend gestaltet sich daher auch die Lektüre der letzten Kapitel zur deutschen Rundfunkordnung oder zum Finanz- und Personalwesen, wodurch jedoch nur der Unterhaltungswert, nicht der Informationsgehalt des abschließenden Bandes der WDR-Geschichte leiden muss.

Mit dem umfangreichen 3-bändigen Werk ist dem Herausgeberkreis um Klaus Katz, Dietrich Leder, Ulrich Pätzold, Ulrike Ries-Augustin, Günther Schulz und Petra Witting-Nöthen eine unterhaltsame, informative und durch zahlreiche Kurzbiographien zum Nachschlagen einladende Geschichte des WDR und seiner Vorläufer gelun-

gen. Vielerorts wird zwar die Orientierung an ein eher breiteres Publikum allzu deutlich, doch auch der wissenschaftlich interessierte Leser bleibt nicht unberücksichtigt; er wird mit einem durchaus umfänglichen Anmerkungsapparat entschädigt, der sowohl die neuere Fachliteratur bibliographiert als auch bisher kaum erschlossenes Quellenmaterial berücksichtigt. Die Messlatte für die anderen Sender liegt hoch.

Nicolai Hannig

HEINZ LUNZER / VICTORIA LUNZER-TALOS / MARCUS G. PATKA (HRSG.): *„Was wir umbringen“*. *„Die Fackel“ von Karl Kraus*. Mit Beiträgen von Hermann Böhm, Kurt Kropf, Leo A. Lensing, Sigurd Paul Scheichl, Tina Walzer. Grafische Gestaltung: Michael Baiculescu, Josip Pavic. Wien: mandelbaum verlag 2006, 216 Seiten.

Ausstellungen zum Thema Journalismus gehören inzwischen zum ganz eigenen Profil des Jüdischen Museums der Stadt Wien. Egon Erwin Kisch, Joseph Roth, Peter Altenberg, Theodor Herzl, auch „Wien, Stadt der Juden“ mit vielen einschlägigen Kapiteln sind noch in Erinnerung. Das Engagement eines Kurators wie Marcus G. Patka und die vergleichsweise guten Ausstellungsbudgets ermöglichen gründliche, oft langjährige wissenschaftliche Vorarbeiten exzellenter Expertenteams und – vor allem – opulente Begleitbücher, die weit mehr sind als bloße Ausstellungskataloge. Diese erfreuliche Konstellation führte über die Ausstellung anlässlich des 100. Jahrestages des Erscheinens des ersten „Fackel“-Heftes auch zu diesem Buch. Wie diese Zeitschrift nun einmal konstruiert war, zeigt der Umschlag nicht ein Coverbild derselben, sondern eines der berühmten Kraus'schen Fotoporträts aus den 20er Jahren von Trude Fleischmann.

Diesem Thema gilt übrigens ein eigenes, beeindruckendes Kapitel mit fünfzehn, teils ganzseitigen Reproduktionen, das Leo A. Lensing mit folgenden Sätzen einleitet: „Karl Kraus, wie die meisten Schriftsteller seiner Zeit, saß für viele fotografische Porträts. Wie sonst keiner wohl aber hat er die Reproduktion und Verbreitung dieser Bilder streng überwacht und kontrolliert.“ (S. 61) Diese systematische Bildkontrolle durch ‚Künstler‘ aller Genres ist heute ein ubiquitäres – und für die Berichterstatter oft höchst lästiges – Phänomen. Unwahrscheinlich, dass Karl Kraus dafür das Jahrzehnte zurückliegende Vorbild war. Aber

dass gerade er, dieser genialisch hellsichtige Analytiker der Journaille und rücksichtslose Kritiker der Presseöffentlichkeit, fanatisch beharrte, kommt gewiss nicht von ungefähr. Er hatte die Regeln der Konstruktion von Bildern – nicht nur durch das Foto – erkannt und darum wollte er Herr des Verfahrens in der Entstehung seines Bildes in der Öffentlichkeit bleiben. Heute ist daraus eine professionelle mediale Industrie geworden. Solche Bezüge gehören – für mich überraschenderweise – zu den eigentlichen Leseerkenntnissen bei der Beschäftigung mit diesem großformatigen, zweispaltig gedruckten Buch.

An Literatur über Karl Kraus bzw. „Die Fackel“ mangelt es ja nicht. Zurecht stellt der Direktor des Jüdischen Museums, Karl Albrecht-Weinberger, in seinem Vorwort fest, dass diese so typische Gestalt aus dem Wien der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts längst zur Weltliteratur gehört (oder sollte es nicht zutreffenderweise heißen: zum Weltjournalismus?). Aber gerade die durch eine Ausstellung vorgegebene Dramaturgie der inhaltlichen Abfolge und die – wunderbar sprechende und mit einer überwältigenden Fülle an Illustrationen aufwartende – grafische Gestaltung lassen einen die Modernität dieses singulären Geistesmenschen entdecken, die so in den üblichen wissenschaftlichen Veröffentlichungen eher verborgen bleibt.

Das beginnt schon mit der Nr. 1/1899 der „Fackel“ und dem programmatischen Editorial, in dem er für sich – und d. h. für einen autonomen Journalismus – einen unabhängigen „Beobachterposten“ fordert; das lässt ihn zum Anwalt der „Bedrängten aus allen Lagern“ werden; ganz grundsätzlich war diese Zeitschrift ja einem – im Jargon von heute gesagt – medienkritischen Programm verpflichtet (wissen alle, die diesem inzwischen blühenden Gewerbe verpflichtet sind, auf wessen Schultern sie sitzen oder noch immer in die Schule gehen könnten?); eines der großen Themen war von Anfang an, was zum längst demokratischen Kerngeschäft von Journalismus gehört: Korruptionskontrolle; daraus erwuchs auch die Kennzeichnungspflicht für bezahlte Einschaltungen; der Erste Weltkrieg, dessen epochale Dramatik von den zeitgenössischen Kriegsreportern gänzlich unbegriffen blieb, machte aus Kraus den Antikriegsautor schlechthin, (hoffentlich) stilbildend bis heute; wie viel verdankt die (journalistische) Nachwelt seinem Kampf gegen eine verlogene Sexualmoral und – damit eng verbunden – seiner Rechts- und Gerichtskritik? In die Fotogeschichte hat sich die „Fackel“ mit der Technik der Fotomontage eingeschrieben. Für

solche und weitere Modernitätsbeweise bieten die Beiträge dieses Buches reichhaltige Belege, typischerweise nicht in der Form einer Monographie, sondern zu einem Lesespaziergang einladend, der einem immer neue Aussichten und Einsichten verschafft. Aber was die sieben TextbeiträgerInnen und die beiden Grafiker zustande gebracht haben, ist viel mehr als ein Ausstellungskatalog, wengleich sich das Buch durchaus seiner Didaktik und Ästhetik verdankt. Es ist der „Planet Karl Kraus“ – ebenso geistreich wie informativ inszeniert auf über 200 Seiten.

„Die Medien – das heißt für den Zeitraum seines Schaffens: die Zeitungen – sind das zentrale Thema seines Werkes, und es gibt wohl kaum einen Schriftsteller (Journalisten! Anm. WRL) deutscher oder anderer Sprache, der sich mit gleicher Intensität diesem Thema gewidmet hätte.“ Mit dieser Feststellung formuliert der Innsbrucker Germanist Sigurd Paul Scheichl, der übrigens nicht nur umfangsmäßig der gewichtigste Beiträger dieses Buches ist, eine Quintessenz, die direkt an uns als Fach adressiert erscheint und damit auf manche bisher versäumten Lektionen verweist.

Übrigens: Die Wiener Zeitungen haben auf seine Kritik mit konsequentem Totschweigen reagiert. Für sie war die „Fackel“ eine Art Anti-Medium. Und tatsächlich erinnert dies an ein bis heute andauerndes Dilemma, denn wer Medienkritik betreibt, braucht dazu – ein Medium! Die Konsequenz von Karl Kraus, das Eigenmedium, der Eigenverlag, kann dafür nicht die strukturelle Lösung sein. Solange aber eine mimosenhafte Empfindlichkeit der Branche notorisch bleibt, wird entweder ein öffentlicher Kritikmangel herrschen oder sein Weg immer wieder einmal gegangen werden, heute wohl eher im Netz als in einer neuen „Fackel“. (vgl. /www.bildblog.de/; Anm. WRL) Kraus übrigens verschaffte sich mit ausgedehnter Vortragstätigkeit in oft riesigen Sälen in Wien und Berlin seine alternative Öffentlichkeit. Der Journalismus war ihm Feindbild und Quelle. So ist die Liste der – verdienten – Opfer seiner Satire und Polemik lang. Nur beispielhaft: die Wiener Journalistin Alice Schalek (1874-1956), die in dem Drama „Die letzten Tage der Menschheit“ eine Quittung für ihre blutrünstigen Kriegsberichte erhielt.

Beispielhaft ausgeprägt hat Karl Kraus mit der ‚Philosophie‘ seines Arbeitens das, was wir – mangels einer eingängigeren Begrifflichkeit – Buchjournalismus nennen. Typisch dafür war sein lockerer (oder ironischer?) Umgang mit dem Prinzip der Periodizität, denn auf der Titelseite

der „Fackel“ stand: „Erscheint in zwangloser Folge.“ Schon unter dem Eindruck der ersten sechs Jahrgänge schrieb ihm sein Freund Otto Stoessl am 13. Dezember 1904: „Sie sollten aber wirklich ihre wichtigsten Arbeiten in einem Buche sammeln. Wenn auch jeder die ‚Fackel‘ als Ihr eigenes Werk liest, verliert sich doch am Tage, was dem Tage gegeben wurde. Das Buch aber sammelt und bewahrt besser, was über den Tag hinausreicht und dauern soll.“ Kraus ist dieser Anregung konsequent gefolgt und wie auf diese Weise Edition um Edition seiner „Gesammelten Werke“ erschienen, das ist hier an vielen Beispielen nachlesbar und wäre wert, einmal journalismustheoretisch rekonstruiert zu werden. So entstände am Exempel eines ganzen Lebenswerkes auch ein Beitrag zu dem gerade heute mannigfach belegbaren Phänomen, dass großer Journalismus (etwa eines Herbert Riehl-Heyse) meist aus einer kritischen Distanz zum real existierenden Tagesjournalismus entsteht.

Ich breche meine Spaziergänge durch dieses Buch ab, in der Gewissheit, es auch in Zukunft immer wieder aus dem Regal zu nehmen, um neue, andere Wege zu gehen – etwa zum Thema Judentum, zu den Objekten von Polemik und Satire, im Burgtheater, mit (!) Annie Kalmar oder Peter Altenberg und Oskar Kokoschka. Der Verweis im Anhang auf das Kraus-Archiv der Wiener Stadt- und Landesbibliothek sei denen zur Aufmerksamkeit empfohlen, für die Kommunikationsgeschichte auch um Werke und Personen kreist. Und schließlich sieht man auf den letzten beiden Seiten eine Dankesliste, die einen nochmals – dankbar – daran erinnert, welchen Ertrag eine Ausstellung und die notwendigen Bedingungen ihrer Möglichkeit der Wissenschaft einbringt.

Wolfgang R. Langenbucher

BERNHARD PÖRKSEN: *Die Beobachtung des Beobachters. Eine Erkenntnistheorie der Journalistik.* Konstanz: UVK 2006, 362 Seiten.

Bernhard Pörksen lädt mit diesem Buch ein zu einem Abenteuer. Das Kernprogramm seines Anliegens, der fortlaufenden Infragestellung und des induzierten Zwanges zu Hinterfragen, offenbart bereits der Titel: Bezeichnet „die Beobachtung des Beobachters“ die Beobachtung, die von einem Beobachter angestrengt wird? Oder ist es der Beobachter, der hier einer Beobachtung

unterzogen wird? Wer ist dieser möglicherweise beobachtete Beobachter? Und wer beobachtet ihn bzw. was wird von ihm beobachtet? Nicht zuletzt: wer beobachtet nun seine Beobachtungen? Wer beobachtet wen und welchen Unterschied macht dies jeweils?

Pörksens Unternehmen ist gewissermaßen der Brückenschlag, die Verkopplung zwischen der beobachtenden wissenschaftlichen Instanz, der Journalistik, und dem Feld der Beobachtung, dem Journalismus. Er überträgt die theoretischen Grundlagen des Konstruktivismus, der in der fachinternen Ausgestaltung lange für heftige Turbulenzen und modische Verrenkungen, für Provokation und Publikationsschwemmen gesorgt hat, nunmehr auf die Disziplin selbst und versucht so, eine erkenntnistheoretische Position für die Journalistik zu plausibilisieren, die aufgrund ihrer Beobachterlastigkeit nachgerade prädestiniert erscheint, die Grundlagen der Beobachtung von professionellen Gesellschaftsbeobachtern zu durchdenken. Es handelt sich um die Selbstanwendung eines Forschungsprogramms auf jene Disziplin, in der dieses prominent bemüht wird. Das Buch „behauptet, dass der Konstruktivismus als Basisepistemologie der hochschulgebundenen Journalistenausbildung nützlich ist“ (S. 21), denn – so die nachvollziehbare Unterstellung – „Denkstile sind Schreibstile“ (ebd.). Durch das Bemühen konstruktivistischer Lehrpositionen würde bereits im Präludium des journalistischen Handelns die notwendige Selbstreflexion über das Verhältnis des eigenen Tuns zu Wirklichkeiten und deren aktiver Hervorbringung, die Möglichkeit zur Annäherung an ein Konzept von Wahrheit oder Objektivität und damit das professionelle Selbstverständnis und die Hinterfragung klassischer journalistischer Rollenkonzepte als Kernkompetenz angelegt. „Objektivität ist die Wahnvorstellung, Beobachtungen könnten ohne Beobachter gemacht werden“ (S. 41) wird einer der großen Vordenker des Konstruktivismus, Heinz von Foerster, zitiert. Das Unterfangen, eine universitäre Ausbildung für Journalisten von dieser „Wahnvorstellung“ freizumachen und das von der Praxis vielfach ausgeblendete Bewusstseins für Journalismus, der nicht Resultate von Welt abbildet, sondern Fakten macht, ist es, wofür Pörksen argumentiert. Wie geht Pörksen nun vor, um diese diffizile Argumentationsleistung zu erbringen? – in drei, wiederum in sich nach unterschiedlichen Schwerpunkten ausdifferenzierten, Bereichen. Der erste, „Grundlagen“, umfasst zunächst die „Prämissen und Postulate“ des verwendeten Theorienkonzeptes, um dann

„Situation und Spannungsfelder“ einer universitären Journalistenausbildung anzudiskutieren. Grundsätzliche Fragen einer solchen verbindet er dabei mit Einschätzungen von Trends und Entwicklungen im Journalismus, sowie – kreisend um die Schlagworte von *Bildung*, *Ausbildung* und *Employability* – der gegenwärtigen Ausbildungssituation. Besondere Erwähnung verdient dieser Abschnitt durch die *Anatomie einer Debatte*, in der sehr anschaulich und kompakt unterschiedliche Varianten, wie Denkfiguren des Konstruktivismus und besonders auch Vorbehalte wider und Vorwürfe an den Konstruktivismus gelistet, beschrieben, kommentiert, in ihrer Berechtigung bewertet und – wechselnd für unterschiedliche Positionen – relativiert oder entkräftet bzw. mit angedeuteten Lösungsmöglichkeiten versehen werden. Über *philosophische*, *psychologische*, *kybernetische* und *biologische* Begründungsversuche für den Konstruktivismus leitet er von der „Was-Frage zur Wie-Frage“ (S. 38) und begründet den geforderten Abschied von absoluten Wahrheitsvorstellungen: „Gegen die Ablösung des Beobachters vom Beobachteten bezieht man Stellung und begreift den Beobachter als diejenige Größe, die aus keinem Prozess des Erkennens herausgekürzt werden kann.“ (S. 41f.)

Journalistische Wirklichkeitskonstrukte müssen daher, entgegen tradierter Traditionen von Journalismus, auf „vielfältige Einflussfaktoren zurückbezogen werden können“ (S. 45), der Mythos vom Journalismus als Talent oder Gabe von Auserwählten verliert damit, so Pörksen, an Überzeugungskraft. Mit Mythen aufzuräumen, das ist auch die Absicht in der Befassung mit der Debatte, die der Konstruktivismus in der Kommunikationswissenschaft erfahren hat. Die fachliche Auseinandersetzung krankte teilweise noch heute an einer Reihe von folgenschweren Missverständnissen, die sich Pörksen auszuräumen anschickt. Der erste der rekapitulierten Vorwürfe ist jener, wonach der Konstruktivismus nichts Neues und lediglich eine wissenschaftliche Mode sei. Eine Art intellektueller Drei-Wetter-Taft, der sich in allen Lagen aufsprühen lässt. Tatsächlich sei das Problem, ob es eine von Sinneseindrücken unabhängige Wirklichkeit gibt, eine klassische Frage der Erkenntnistheorie überhaupt, und konstruktivistische Rhetorik verursache hier Aufregung, wo sie gar nicht notwendig sei. Pörksen entgegnet diesem Vorwurf, dass selbstverständlich gewisse Denkkontinuitäten nicht verschwiegen, sondern vielmehr deutlich betont und unterstrichen worden seien, dass genauere Prüfung der Traditionen jedoch auch zeige, dass etwa das transzendente

Subjekt Kants und das empirische Subjekt der ersten Konstruktivistengeneration sich wesentlich unterscheiden. Die Entscheidung, ob der Konstruktivismus neu oder alt sei, sei letztlich wiederum nur beobachterabhängig zu diskutieren: Wird Gleichheit behauptet, so ist diese Argumentation nur scheinbar historisch und tatsächlich ahistorisch, „weil weder die Vorsokratiker noch Immanuel Kant oder Arthur Schopenhauer mit den Befunden der Neurobiologie vertraut gewesen sein können und sich auch chilenische Neurobiologen nicht notwendigerweise mit der europäischen Tradition der Vernunftkritik auskennen“ (S. 49). Wenn man hingegen Unterschiede diagnostiziert, muss man festhalten, worin diese bestehen, „nämlich in der Radikalität mit der die Beobachterrelativität allen Erkennens zu Ende gedacht wird“ (ebd.). Der Autor entgegnet dabei dem Vorwurf der Übertreibung, man würde im Konstruktivismus gegen Zerrbilder eines naiven Realismus ankämpfen, die so doch in der Kommunikationswissenschaft nicht ernsthaft vertreten sein würden. Pörksen verweist, verkürzt gesprochen, auf den konsequent gedacht doch realistischen Kern, den Wissenschaftsprogramme wie der kritische Rationalismus haben müssten, um eine Annäherung an die Wahrheit unterstellen zu können. In ähnlicher Weise werden reihum der Vorwurf der *Beliebigkeit*, der Vorwurf der *Praxis-Bedrohung*, jener der *perspektivischen Verkürzung*, der Vorwurf des *Solipsismus* sowie der des *Selbstwiderspruchs* behandelt. Gerade letzterem lässt sich mit großer Gelassenheit begegnen: Wer anhand seines Wissenschaftsverständnisses nicht nach letzten Wahrheiten suchen kann, sollte kaum innere Unruhe verspüren, wenn das Fehlen einer letzten Wahrheit nicht als letzte Wahrheit seines Handelns bestätigt werden kann.

Der zweite Abschnitt des Buches – „Lernziele“ – wirbt für vier unterschiedliche Sensibilisierungen, die Studierenden der Journalistik durch konstruktivistisches Denken mitgegeben werden könnten. Die *wissenschaftskritische* befasst sich ausstrahlend vom Beispiel der Sokal-Debatte mit dem prägenden Charakter von intellektuellen Vorurteilen, gesellschaftlichen Stimmungen und Autoritätshörigkeit von Wissenschaft, durchstreift die Ausführungen zur *Entstehung wissenschaftlicher Tatsachen* von Ludwik Fleck und streng allgemeine Betrachtungen zur Methodologie an, um einmal mehr eine selbstreflexive Skepsis (S. 126) der Journalisten einzumahnen. Diese ist auch das Ziel der *sprachkritischen Sensibilisierung*, die unter anderem helfen soll, „Kommunikationsprobleme im journalistischen Alltag zu

dechiffrieren“ (S. 165) und auf einen möglicherweise nicht situationsadäquaten Sprachgebrauch zurückzuführen. Im Versuch der *medienepistemologischen Sensibilisierung* wird die Praxisrelevanz erkenntnistheoretischen Wissens herausgearbeitet um schließlich, in der vierten Sensibilisierung, am Beispiel des Borderline-Journalismus eines Tom Kummer, die Frage nach der ethischen Verantwortung des Journalismus und der „Unverzichtbarkeit des Vertrauens“ zu stellen.

Der letzte Abschnitt „Lernformen“ müht sich das Verhältnis zwischen Theorie und Praxis in zweierlei Kontexten konstruktivistisch zu reformulieren. Es handelt sich einerseits um die Praxis der universitären Lehre, die nach dem vorgestellten Theorienkonzept nicht als unidirektionaler Wissenstransfer von Lehrendem zu Lernendem begriffen werden darf. Pörksen präsentiert daher Leitbilder für Lehrende, die gleich ob als *sokratischer Maieut*, *Moderator*, *Expeditionsleiter* oder *Ironiker* bzw. *Irritationsagent* beschrieben, von zwingender dialogischer Wechselhaftigkeit gekennzeichnet sind und eine „Schärfung des Möglichkeitssinns“ (S. 297) zum Ziel haben sollten. Andererseits ist es das Theorie-Praxis-Verhältnis von journalistischer Ausbildung und der Praxis des Journalismus, dem er sich zuwendet. Praxis ist – auch wenn Praktiker scheinbar immer genau wissen, was sie damit bezeichnen – ein diffuser Begriff, der eben kein festes Set von problematischen Handlungen umfasst, für die sich dann auch entsprechend fokussierte Lösungssätze formulieren lassen. Das Ziel wissenschaftlichen Denkens, so entwirft er im Rekurs auf Max Weber, sei es von den nachfolgenden Denkern überholt zu werden, während berufspraktisches Agieren hingegen bedeute, „die Ungewissheit möglichst weitgehend zu verdrängen und die eigene Tätigkeit zur alternativen Routine werden zu lassen, [...] die Kontingenz von Handlungsabläufen im Moment der Handlung abzuwehren.“ (S. 309f) Eine wünschenswerte Integration von Theorie und Praxis fasst Pörksen resümierend als wechselseitige Irritation von Wissenschafts- und Anwendungssystem, durch die Unterscheidungen mit Relevanz ausgestattet und somit reflektierbar gemacht würden. Drei Jahre nachdem Siegfried J. Schmidt mit dem vermeintlichen *Abschied vom Konstruktivismus* die Theorie von viel irritierender Rhetorik und Metaphorik freigespielt hat und der Jahrmarkt der Moden und Eitelkeiten sich mit anderen Ideen garniert, kann hier mit einem unaufgeregten, jedoch aufregenden Buch Praktikern, Lernenden, Lehrenden und Unbelehrbaren das Potential konstruktivi-

vistischen Denkens vorgestellt und näher gebracht werden. Die Beobachtungen des Beobachters Bernhard Pörksen sind auf alle Fälle mehr als einen gründlichen Blick wert.

Christian Schwarzenegger

BRIGITTA BOVELAND: *Exil und Identität. Österreichisch-jüdische Emigranten in New York und ihre Suche nach der verlorenen Heimat.* Gießen: Haland & Wirth im Psychosozial Verlag 2006, 204 Seiten.

Mit Ausnahme von Einleitung und Schlussbetrachtungen ist jedem der acht Kapitel dieses Buches ein literarisches Zitat vorangestellt. Kapitel eins eröffnet Brigitta Boveland mit jenem Prolog, den Hans Sahl auch seinem Exilroman „Die Wenigen und die Vielen“ voranstellte: „Wir sind die Letzten. Fragt uns aus. Wir sind zuständig (...) Unser Schicksal steht unter Denkmalschutz. Unser bester Kunde ist das schlechte Gewissen der Nachwelt. Greift zu, bedient euch, Wir sind die Letzten. Fragt uns aus. Wir sind zuständig.“ (S. 21) Einer Aufforderung, der die Autorin dieses Buches Folge leistet. 18 Emigranten, alle regelmäßige Besucher des New Yorker „Austrian Forums“, das später in „Austrian Institute“ umbenannt wurde, die meisten geboren in Österreich bzw. durch familiäre Bande mit der Donaurepublik verknüpft, aufgrund ihres mosaikhaften Glaubens vom NS-Regime verfolgt und über verschlungene Wege schließlich vor, während und auch nach dem 2. Weltkrieg in New York angekommen, gaben im Rahmen qualitativer Interviews in den Jahren 1993 bis 1994 ihre Lebensgeschichten preis. Diese wurden in der Folge von Boveland ausgewertet. Chronologisch Schritt für Schritt zeichnet sie deren – im Detail divergierende, im Großen allerdings konvergierende – Lebenswege nach: Das Dasein in Wien vor 1938, der Einmarsch wie die unmittelbar danach von Angst, Bedrohung und Verfolgung geprägte Lebensrealität und die Bemühungen um Ausreise, die Erfahrung der Flucht, der Internierung in Lagern und letztendlich der Ankunft in Amerika, das neue Leben in der Neuen Welt mit all seinen hellen und dunklen Seiten und schließlich die,

bei allen Interviewten erfolgende Reise nach Österreich oft viele Jahre nach dem Ende der europäischen Katastrophe. Irritationen erzeugt die Lektüre in mehrfacher Hinsicht: Wie von der Autorin einleitend erläutert, basiert der Text auf ihrer in englischer Sprache erschienenen und 1998 approbierten Dissertation „Exile and Identity“, die an der City University of New York eingereicht wurde. Der Leser, der in Erwartung einer wissenschaftlichen Studie auf eine Diskussion des in der Forschung der letzten Jahre geradezu inflationär verwendeten Identitätsbegriffs respektive auf eine Bestimmung des vorliegenden Verständnisses hofft, wird auf bereits erwähnte Abschlussarbeit verwiesen. Dennoch hantiert die Autorin in Kapitel 8 ebenso wie in ihren Schlussbetrachtungen mit den Begriffen Identität und Heimat, die dort en passant angerissen werden. Gleichermaßen verwirrend wirkt die in Kapitel 6 verfasste Institutionsgeschichte des „Austrian Forum“. Obschon eingangs die arbeitsintensive Aufarbeitung des archivarisch völlig ungeordneten Aktenbestandes der Einrichtung thematisiert wird, vermittelt die nunmehr folgende Darstellung doch den Eindruck einer gewissen Beliebigkeit. Für einen Exkurs zu umfangreich, als eigenständiges Kapitel in einer biographischen Studie zu wenig schlüssig, bleibt am Ende der Eindruck, dass die Geschichte dieser Institution einer unabhängigen Publikation würdig gewesen wäre. (Einem Desiderat, dem der Kulturwissenschaftler Walter Seidl übrigens 2001 nachkam, worauf Boveland jedoch keinen Bezug nimmt.) Nicht zuletzt stellt sich nun die Frage, auf welches Publikum dieses Buch abzielt: Rund acht Jahre nach Approbation der Doktorarbeit erscheint eine deutschsprachige Publikation, die den Leser mit wissenschaftlichem Anspruch dazu veranlasst, den genuinen englischen Text anzufordern. Für historisch Interessierte, für Menschen, denen die Schicksale der aus Österreich Vertriebenen ein Anliegen sind, erscheinen die Auszüge aus den Interviews wiederum zu wenig dicht, bleibt das Profil der Betroffenen zu unscharf. Zweifelsohne wurde hier vorderhand eine der letzten Möglichkeiten genutzt, um Zeitzeugen zu Wort kommen zu lassen und deren Erinnerungen zu dokumentieren.

Gaby Falböck

20 Jahre

medien & zeit

Kommunikation in Vergangenheit und Gegenwart



**Sonderheft 2006 zum Jubiläum
20 Jahre *medien & zeit* mit
Register aller Beiträge und
AutorInnen 1986–2005**

Zu beziehen zum ermäßigten Einzelheftpreis
von € 2,50 (exkl. Versand) über

abo@medienundzeit.at

oder

www.medienundzeit.at

herausgegeben vom „Arbeitskreis für Historische Kommunikationsforschung (AHK)“

Neue Postadresse: Schopenhauerstraße 32, A-1180 Wien

Jahresabonnement (4 Hefte) für Studierende nur 12,80 € (Normalpreis 17,60 €)!

Bei Unzustellbarkeit
bitte zurück an:

ZN: 02Z033628 M

medien & zeit

Schopenhauerstraße 32
A-1180 Wien

P.b.b.,
Erscheinungsort Wien,
Verlagspostamt 1180 Wien,
2. Aufgabepostamt 1010 Wien

